

Volker Caysa

Die zwei Grundformen empraktischen Körperhandelns

Nach Nietzsche lebt das Ich vom Selbst, das Selbst vom Leib und die Praxis von der Empraxis, die zugleich die Möglichkeit der Praxis garantiert. Dass wir sind, scheint leiblich gewiss zu sein. Das leibliche Ich-bin ist uns ganz nah. Doch, obwohl es uns ganz nah ist, ist es uns auch ganz dunkel. Es ist uns gewiss. Es macht uns selbstgewiss. Aber ungewiss ist auch, was es ist. Es wird immer schon geleibt und in diesem Sinne gelebt ohne zu wissen, was wir erlebt, was wir erfahren haben. Vor lauter Nähe wissen wir nicht, was wir in der Unmittelbarkeit wissen. Abständigkeit scheint uns zu verschlingen oder sie ermöglicht Empathie, durch die wir das Richtige tun, ohne dass wir wissen, dass wir das Richtige tun. Das empraktische Wissen ist sich also selbst verdeckt. Wie das explizite Selbstbewusstsein sich ursprünglich unbekannt ist, wie das Ich sich ursprünglich im Nicht-Ich gründet, so stiftet sich praktisches Selbstbewusstsein in empraktischem Bewusstsein.

Wie aber das Selbstbewusstsein kein reines Bewusstseinsphänomen ist, so ist auch der Leib kein reines Körperphänomen. Wir haben den Leib nie vollständig instrumentell, sondern er entzieht sich prinzipiell unserer instrumentellen Verfügung, je mehr wir diese Verfügungsmöglichkeiten auch erweitern. Der Leib ist de facto fundamental unterschieden von allen Körperdingen und dennoch für uns selbst ein Körperding, ein Körper-Leib, den wir wie das Ding an sich nie im Griff haben werden – das Körperding Körper-Leib wird immer ein Eigensein bleiben, das sich uns über die fünf Sinne mitteilt.

Als empraktisches Bewusstsein ist Bewusstsein ein leiblich eingebundenes Bewusstsein, dem wir üblicherweise kein Selbstbewusstsein zusprechen. Empraktisches Bewusstsein ist wirkendes funktionierendes Bewusstsein und als solches ist ihm eine vorbewusste Zweckrationalität eigen, die uns über den leidenden passiven Leib zum aktiv gestaltbaren Körper führen kann. In der empraktischen Zweckrationalität sucht sich also ein vorbewusster Leibzweck die Mittel zur Rationalisierung seiner Selbstperspektivierung. Der Leib weiß also von unseren Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, von unseren Zielen und Absichten mehr als wir wissen. Er versteht mehr von uns, als wir uns selbst erklären können. In seiner Sinnlichkeit stiftet er Sinn, der uns allzu oft als Unsinn erscheint. Empraktisch erfüllen wir das Leben in seiner sich selbst erhaltenden und selbststeigernden Selbstperspektivierung und in diesem Sinne gebrauchen wir ja allzu oft Begriffe wie Seele oder Geist, die die unser Leben tragende Tendenz ausdrücken soll. Aber dieses leiblich-seelische Wissen ist Wissen von dem, was wir wollen. Das Wollen ist aber eine Leibstimmung und ein Wille ohne Willen. Es ist Willen ohne Sollen, Willen gegen den Willen, Wollen gegen das Wollen. Im Empraktischen ist sich der Wille seiner selbst gewiss und dadurch sind wir uns unserer selbst gewiss.

Was ist das Empraktische? Empraktisch ist vortheoretisches Zurechtkommen in der Welt und gekennzeichnet durch eine begriffslose Präzision, durch die wir erfolgreich leben. Eine Philosophie

des Empraktischen versucht eine Theorie zu entwerfen für etwas, was auch ohne Theorie funktioniert. Die damit verbundene Körperanalytik trägt der Tatsache Rechnung, dass all unser Wissen, Denken und Handeln leiblich vermittelt ist, dass der Mensch ein leibendes Wesen ist, ein trinitarisches Wesen, das durch Leib, Stimmung und Gehirn bestimmt wird. All unser Denken und Handeln basiert auf dem unbefragten Boden des Leibes und alles Wissen weist auf diesen zurück und empfängt von dorthin seinen Sinn. Leiblich gestimmt werden wir geworfen und entworfen und dadurch erfahren wir auch die prinzipielle Unverfügbarkeit der Praxis, die uns determiniert. Diese Unverfügbarkeit mag uns verunsichern, sofern sie aber gelingt, erfahren wir die damit verbundene Nichtreflektiertheit. Ja, wir gewinnen sogar Vertrauen in die Nichtreflektiertheit und dieses Vertrauen erzeugt in uns die Sehnsucht nach dem Glück gelingenden Handelns, indem man sich mit sich und der Welt eins und enig zu sein glaubt. Das Empraktische erscheint daher allzu oft als fraglose Zufriedenheit mit sich. Das Leben erschließt sich anscheinend wie von selbst verständlich. Es funktioniert scheinbar krisenlos. Das Tun ist die Antwort auf die Frage. Die Fragen erledigen sich im Tun. Im Empraktischen erleben wir, dass es möglich ist, an etwas nicht zu denken und gerade dadurch das Gewollte zu realisieren. Damit erleben wir eine ursprüngliche Könnenserfahrung, die der modernen Hyperreflektiertheit und der mit ihr verbundenen Zwanghaftigkeit des Gelingensollens entgegensteht, die oft dazu führt, dass eine gewollte Handlung scheitert, weil man sie will. Die Aufforderung absichtlich zu tun, was man soll, ist gerade Garant des Scheiterns der Absicht. Die nichtreflektierte Handlung zeichnet vor reflektierten Handlungen aus, dass sie den Handlungsfluss nicht unterbricht, was durch Innehalten der Reflektion aber geschieht. Das nichtreflektierte Handeln ist dadurch einfacher, schneller und sicherer, weil es den Zweifel nicht kennt. Das Überlegen einer Handlung unterbricht aber die Handlung, hemmt den Handlungsfluss, was die Möglichkeit des Scheiterns der Handlung erhöht. Anscheinend gilt: Je weniger gesagt und gedacht wird, desto besser funktioniert es. Der Mensch handelt nicht nachdem er sich bewusst geworden ist, wonach er handeln soll, sondern er handelt zunächst, indem er sich verhält, er handelt nach dem, was er leiblich gestimmt will. Wenn er glaubt, nach dem zu handeln, was er erkannt hat, verkennt er schon, was er will. Empraktisch täuschen wir uns immer schon über unser Handeln, das aber deshalb nicht falsch sein muss, insofern das Leben gelingt. Empraktisches Handeln kann man streng genommen nicht einer sich selbst bewussten Person zuschreiben, wohl aber einer selbstmächtigen Person. Empraktisches Handeln ist also streng genommen ein Verhalten, in dem uns etwas geschieht, indem sich etwas ereignet, das über das selbstbewusste Tun hinausgeht. Auch das empraktische Handeln ist zielgerichtet, aber das Ziel ist weder eindeutig noch eineindeutig. Empraktisches Handeln ist Handeln als Widerfahrnis.¹ Eine empraktische Handlung liegt dann vor, wenn einem personalen Subjekt ein Ereignis widerfährt z.B. in

1

Vgl. Peter Fischer.: *Moralität und Sinn. Zur Systematik von Klugheit und symbolischer Erfahrung im Werk Kants*. München 2003, S. 19 ff.

Gestalt der Funktionslust ohne den Zeitpunkt bewusst wählen zu können und Ursachen seines Tuns zu wissen.

Empraktisches Bewusstsein ist eine präreflexive Erkenntnis, die durch die Fähigkeit gekennzeichnet ist, mögliche Handlungen zu verwirklichen, die uns selbst nicht bewusst sind. Diese Selbstmacht gehört in das Wesen der Praxis als Macht, die sich in ihrer gelingenden Funktionalität gründet. Das bedeutet, dass eine Handlung funktionsfähig sein kann im Sinne von kompetent und zweckrational ohne explizit versprochen zu sein. Man ist allzu oft gerade deshalb ein handlungsfähiges Subjekt, weil man sich ohne eine Theorie der Handlung verhält. Es gibt also kein wirkliches Handeln ohne ein Verhalten und demzufolge keine Praxis ohne Empraxis.

Wir gingen davon aus, dass sich die Selbstgewissheit von Bewusstsein, das Selbstbewusstsein, nicht im Bewusstsein selbst, sondern in dem dem Bewusstsein vorgängigen, gelingenden, leiblich-gestimmten Handlungsvollzug gründet. Empraxis ist das praktische In-der-Welt-Sein durch das das praktisch-theoretische Verhältnis des Menschen erst möglich wird. Zur Stärke der Empraxis gehört Schnelligkeit, ja nur auf der Basis von Empraxis wird die Schnelligkeit und Flexibilität möglich, die wir zum Überleben brauchen.

Fragen wir in diesem Kontext konkreter: Wird man ein guter Radrennfahrer, wenn man die mathematische Formel kennt, nach der sich ein Radfahrer im Gleichgewicht hält?² Wir können mit einiger Sicherheit sagen: Wahrscheinlich nicht. Um sich bewegen zu können muss man nicht Physik studiert haben, wie man zur Verdauung nicht die Physiologie und zum Denken nicht die Neurobiologie kennen muss. Es ist doch wohl eher so, dass ein Athlet durch das Antrainieren einer praktischen Geschicklichkeit eine Bewegungs- und Muskelerinnerung ausprägt, die als unausdrückliches Körpergedächtnis funktioniert und durch das man weiß, was zu tun ist, in dem man es tut. Das "Wie" und "Was" wird dabei im Vollzug gelernt und im Vollzug weiß man, was man weiß. Es gibt demzufolge eine Körperintelligenz, die empraktisch ist, die im Vollzug, im nichtreflektierten Probieren sich bildet und gerade deshalb allzu oft so gut funktioniert. Das damit verbundene Körperwissen wird im wahrsten Sinne des Wortes in der Praxis erfahren, es ist aber noch keine reflektierte praktische Erfahrung, sondern ein unmittelbar praktisch eingebundenes Wissen, das als Wissen nur im Machen existiert. Unser Radfahrer löst demzufolge intuitionssicher und in diesem Sinne "intelligent" während seiner Fahrt ständig seine Gleichgewichtsprobleme, ohne dass er nur eine Ahnung von der oben erwähnten Gleichgewichtsformel hat. Er lernt nicht Radfahren durch wissenschaftliche Erklärungen, sondern in dem er im Vollzug die Handlung versteht. Seine Intelligenz besteht nicht darin, dass er ein hohes metastufiges Wissen über sein Tun hat, sondern dass er seinen Körper praktisch-intelligent gebraucht und dadurch weiß, wie man es macht. Diese empraktische Könnerschaft zeichnet aus, dass man nicht sagen kann, wie man es macht, aber dass man es macht

² Vgl. Michael Polany: *Sinnggebung und Sinndeutung*. In: Hans-Georg Gadamer (Hg.): *Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften*. Frankfurt am Min 1978, S. 130.

und es funktioniert.

Im Empraktischen lassen wir eine Bewegung geschehen, die uns das zuhandene Gerät nahelegt. Und so gelangen wir in einen Bewegungsrhythmus, der anscheinend unreflektiert aus sich heraus fließt. Die empraktisch funktionierende Zuhandenheit des Fahrrades ermöglicht durch ihre scheinbare Unmittelbarkeit eine Problemlösung und Sicherheit der Beherrschung des Geräts. Dadurch stellt sich das Gefühl der Funktionslust ein. In der Funktionslust offenbart sich, dass es eine empraktische Selbsterkenntnis gibt, die eine Trinität von leiblicher, gefühlter (gestimmter) und wissender Selbsterkenntnis darstellt. Gelingende Empraxis beruht auf der Fähigkeit eines ursprünglichen, nicht reflektierten Erschließen-Könnens des jeweils situativ zu Tuenden. In seiner Funktionslust erscheint das Empraktische als begriffsloser Flow. Wir freuen uns dann wie ein zwitschernder Vogel: es gelingt wie dem Vogel der Frühlingsgesang.

Es gibt also eine motorische Intelligenz, die nicht von emotionaler und operativer Intelligenz zu trennen ist. Die Einheit dieser drei Intelligenzformen könnte man empraktische Intelligenz nennen. Alle drei Intelligenzformen sind wesentlich durch die Mimesis vermittelt, durch die im gelungenen Spiel eine Wir-Intelligenz erzeugt wird: Ich weiß, was du willst, weil ich will, was du willst.

Die Funktionslust des Empraktischen ist nicht vom Wissen der Zuhandenheit, die als funktionierende Verwendbarkeit zu verstehen ist, zu trennen. Das Wissen des Empraktischen erscheint, wenn die Empraxis funktioniert, unauffällig. Empraktisch gesehen weiß der Handelnde nicht, was er weiß und weil wir dies wahrnehmen, dass wir Wissen haben, ohne zu wissen, können wird den Vollzugswissenden als einen wissenden Nichtwissenden, als einen gelehrten Ungelehrten bezeichnen. Nur ist mit diese Art der "De docta ignorantia" doch wiederum ein schwaches Wissen als Ahnung und Stimmung verbunden durch die unser gebildeter Ungebildeter selbst noch im Vollzug wahrnimmt, dass er etwas weiß, von dem er aber nur weiß, dass er nicht weiß, was er weiß.

Es geht hier um sensomotorische Fertigkeiten, die "unter geringer oder gar keiner Mitwirkung des Bewußtsein praktiziert werden können", die also nicht bewusst praktiziert und kontrolliert werden.³

Einen elementar-funktionierenden Gebrauch des eigenen Körpers zeichnet anfänglich und in diesem Sinne grundlegend aus, dass er nicht über ein metastufig vermitteltes Selbstbewusstsein, sondern über ein anscheinend unmittelbar, leiblich vermitteltes Handeln ohne Nachdenken funktioniert – das wir es gut machen, ohne nachzudenken. Es gibt also ein implizites Wissen, das ohne Explikation funktioniert und es gibt eine Form unmittelbarer Rationalität (im Sinne von unmittelbar funktionalem und effektivem Handeln) ohne metastufige Rationalität. Ja, man muss wohl feststellen, dass jedes körpertechnische Handeln als Empraxis schon eine Rationalitätsform in dem Sinne ist, dass es im Zustand vermittelter Unmittelbarkeit als unmittelbarer Funktionalität gelingt, sein Handeln auf eine bestimmte Art und Weise zu organisieren, indem man sein elementarstes Mittel, über das man verfügt,

³ Vgl. Antonio Damasio: *Ich fühle, also bin ich*. A.a.O., S.359.

den Leib als Körper, für einen bestimmten Zweck gelungen einsetzt.

Im Gegensatz zu Kant meinen wir also, dass es ein vernünftiges, in diesem Sinne rationales Handeln ohne verständige Vernunft gibt, dass es eine Reflexivität in unserem Handeln ohne Reflektion gibt, genauso wie sich der funktionierende Gebrauch der Füße von selbst einstellt, indem man sie gebraucht.

Das Empraktische ist nicht mit dem Freudschen Unbewussten gleichzusetzen. Vielmehr ist es der Grund unseres Seins, in dem Unbewusstes und Vorbewusstes, Bewusstsein und Selbstbewusstsein, Es, Ich und Über-Ich noch ununterschieden eins sind, die dann auf der Ebene metastufiger, selbstbewusster, expliziter-verbalsprachlicher Reflexion unterscheidbar werden, obwohl sie auch dort nicht getrennt voneinander funktionieren.

Bezieht man das Personsein in einem starken Sinne auf Selbstbewusst-Sein, dann müssen wir sagen, auf der Ebene des Empraktischen haben wir es noch nicht mit Personen (und in diesem Sinne mit Menschen) zu tun.

Vom körperanalytischen Standpunkt aus ist dagegen festzustellen, dass man das Individuum im Empraktischen durchaus als Person bestimmen kann, insofern es Macht über sein Handeln durch gelingendes Funktionieren beweist und dadurch sein Handeln sich zuschreiben kann, indem es sich mit der Funktionsmacht seines Körpers identifiziert.

Schon das empraktische Könnenssubjekt hat also Selbstmacht, bestimmt sich selbst und ist in diesem schwachen Sinne Person. Indem das empraktisch handelnde Individuum sich als Könner erlebt, ist es zumindest der Möglichkeit nach Person. Empraktische Könnerschaft ist der Grund des Personseins.

Empraktisch ist also zunächst ein Handeln, das erfolgreich funktioniert, aber nicht einer metastufigen Selbstbeschreibung unterliegt. Als Beispiel diene uns dafür unser oben erwähnter Radfahrer, der ist nun aber weitergehend nur ein Beispiel dafür, wie leibgebundene, empraktische Erinnerung funktioniert.

Im fortgesetzten Üben, im Training verfestigt sich das mit der empraktischen Körperintelligenz verbundene Körpergedächtnis durch unzählige Wiederholungen der Bewegungsabläufe. Durch die Wiederholung der immer wieder gleichen Bewegungen werden diese so gelernt, dass sie in gewissem Maße "vergessen" werden können in dem Sinne, dass sie nicht mehr bewusst wahrgenommen werden müssen zu ihrer Realisierung, um im späteren Vollzug erinnert zu werden. Was de facto durch Wiederholung künstlich gelernt wurde, erscheint dann als natürlicher Reflex des Körpers.

Das Vorurteil, das oft im Sport anzutreffen ist, dass die Natur stärker als die Gewohnheit sei, basiert also darauf, dass unsere Gewohnheiten stärker als die Natur sind, indem als erste Natur erscheint, was tatsächlich immer schon zweite Natur ist. Denn im impliziten, empraktischen Wissen wirken die durch Wiederholungen erlernten Gewohnheiten wie eine erste Natur, wie ein natürlich-apriorisches Wissen, obwohl es ein historisch-apriorisches Wissen auf der Ebene der zweiten Natur ist. Durch

einübende Wiederholungen ist uns ein Körperwissen auf der Ebene des Gewöhnlichen und der Gewohnheiten präsent, das uns anscheinend wie eine Natureigenschaft ahistorisch anhaftet, de facto aber für uns von uns in einer immer schon historisch-gewordenen Natur geformt wird. Der Effekt der Naturalisierung von Bewegungen per Training ist, dass etwas als Natur erscheint, was de facto Kultur ist, was z.B. im Sport zur Konsequenz hat, dass man glaubt, im Sport gehe es um naturgegebene Eigenleistungen.

Wiederholungen schaffen ein nichtbegriffliches Wissen im Medium körperlicher Handlungen in uns, das dann als immer schon im Körper "natürlich" enthalten erscheint, obwohl es ihm durch Training hinzugefügt wurde. Training erscheint hier folglich als Naturalisierungsstrategie von Körperwissen.⁴ Nur was wird da naturalisiert? Eine bestimmte kulturelle Praxis, die grundlegend für unserer Dasein ist, die empraktische Körpererinnerung, die hier, ausgehend von den sich wiederholenden Trainingspraktiken des Sports, verallgemeinert werden soll.

Dies gelingende Vollzugshandeln kann durch Wiederholungen, durch Automatisierung der Bewegungsabläufe erlernt werden. Ohne die Regeln für einen Handlungsvollzug explizit zu kennen, scheint man etwas "natürlich" zu können. Man hat in diesem "natürlichen" Handlungsvollzug keine Zeit um etwas zu verstehen und man braucht sie auch nicht, um etwas zu verstehen. Man tut etwas selbstgewiss, aber was man tut, weiß man strenggenommen nicht. Darauf zielt jede Form von Training und es basiert darauf, dass man Wissen auf der Metaebene vorliegen hat und es dann darum geht, dies Wissen dem Athleten im wahrsten Sinne des Wortes einzuverleiben. Hier wird also das empraktische Wissen durch pädagogische Prozesse geformt und es funktioniert über die methodische Aneignung von Vorbildern.

Haben wir gelernt, wie man Rad fährt, ein Instrument spielt oder wie man logische Zeichen kombiniert, dann verschieben wir dieses Wissen mindestens ins Vorbewusste, wenn nicht gar ins Unbewusste und naturalisieren es auf diese Art und Weise, so dass es apriorisch erscheint, obwohl es das nicht ist. Während also für die psychoanalytische Praxis gilt: "Wo Es war, soll Ich werden" gilt für das Empraktische das Gegenteil: Wo Ich war, soll Es werden! Im Empraktischen ist also nicht das Ich Herr im Haus, sondern anscheinend das Es. Bewusstsein, ja Selbstbewusstsein erscheint im Empraktischen als etwas zu Vermeidendes, das dessen schnelles Funktionieren durch Reflexion zu verhindert. Funktionierende Empraxis, sowohl im normalen und im virtuoson Sinne, schließt einen Denkaufschub, eine Hemmung und Verschiebung der Reflexion ein. Denn das Denken der Gedanken kann sich zwischen uns und den zu vollziehenden Handlungsablauf stellen und ihn so in seinem Fluss unterbrechen, dass er misslingt. Die Mauer des Nachdenkens muss deshalb in einer funktionierenden Praxis wenn nicht niedergerissen, so doch mindestens in der Wahrnehmung beiseite oder nach hinten geschoben werden.

⁴ Bildung scheint im Resultat darin zu bestehen, zu können, was man kann, ohne zu wissen, warum man es kann und zu wissen, ohne zu wissen, woher man weiß, was man weiß.

Demzufolge wird im Empraktischen nicht erinnert im Sinne von bewusstem Wahrnehmen, sondern per Automatisierung und Routinisierung vergessen gemacht. Vergessen meint hier, dass antrainiertes, angelerntes Wissen und Können nicht mehr explizit als Metawissen wahrgenommen und implizit habituell erinnert wird. Es findet also eine Habituation von explizitem Wissen durch Repetition, Routinisierung und Automatisierung statt und dadurch kommt es zu einem Gewöhnungslernen, das per implizitem Gedächtnis funktioniert. Die Gewöhnung, das ist ihre Stärke, braucht kein explizites Gedächtnis, um sich zu erinnern. Im Gewohnten erinnern wir uns immer je schon, ohne uns zu erinnern. "Das implizite Gedächtnis ist also auf eine merkwürdige Art vergesslich. Oft können wir uns gar nicht mehr vorstellen, wie mühselig und kompliziert ein bestimmter Handlungsablauf zu erlernen war, den wir ohne jedes Nachdenken, mit schlafwandlerischer Sicherheit, beherrschen. Wir haben es hier mit erlernten Mustern zu tun, von denen wir vergessen haben, daß wir sie erlernt haben."⁵

Sicher, diese Verhaltensmuster haben auch etwas Fatales an sich, sie erscheinen wie angeboren, wir kommen aus ihnen nicht heraus, sie werden immer wieder aktiviert, allzu oft auch dann, wenn wir das nicht wollen, aber das ist auch ihre Stärke: sie funktionieren (fast) immer wieder – egal, was man gerade denkt, will oder macht. Außerdem entlastet dies implizite Gedächtnis von der Qual der Wahl, die allzu oft mit dem expliziten Gedächtnis verbunden ist, mit Hilfe somatisch-gestimmter Marker, die längst schon für uns eine Wahl getroffen haben, ehe wir explizit überhaupt festgestellt haben, dass eine Wahl zu treffen war.

Dieser Effekt wird durch die Macht der Gewohnheit enorm verstärkt. Die Gewohnheit entlastet zunächst in dem Sinne, "daß bei einem gewohnten Verhalten der Motivations- und Kontrollaufwand, die Korrekturbemühung und die Affektbesetzung wegfallen."⁶ Kurzum: selbst im Zustand der Langeweile, der Unlust und des Vollrausches wird der Auftritt noch gelingen.

Das durch Gewohnheit habitualisierte Verhalten wird dadurch, dass es der Intervention des Nachdenkens entzogen wird, im empraktischen Gedächtnis abgelagert und stabilisiert, aber es wird dadurch auch "kritikfest und einwandsimmun".⁷ Dieser Effekt der Macht der Gewohnheit, der gemeinhin negativ bewertet wird, ist aber auch positiv zu sehen. Denn Gewohnheitsverhalten, als zwar stabiles, aber auch dem Nachdenken sich zunehmend entziehendes und einwandsimmunes Verhalten, ist "die Basis für ein höheres, auf ihm erwachsendes variables Verhalten."⁸ Nur wer die üblichen Bewegungsformen einer Sportart sicher und geläufig beherrscht, kann seine Aufmerksamkeit darauf verwenden, sie bis zur Virtuosität zu verfeinern und dann sogar neue Bewegungsformen zu kreieren.

⁵ Vgl. Harald Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München 2002, S. 50-51.

⁶ Arnold Gehlen: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Bonn 1958, S. 69.

⁷ Vgl. ebenda.

⁸ Vgl. ebenda S. 70.

Die Gewohnheitsbildung hat also eine Entlastungsfunktion, so dass elementare Verhaltensweisen nicht mehr kontrolliert werden müssen und die nicht mehr benötigte Kontrollenergie für die Einübung komplizierterer Formen verwendet werden kann. Deshalb stellt Gehlen zu recht fest: "Alle höheren Funktionen der Menschen auf jedem Gebiete des intellektuellen und moralischen Lebens, aber auch der Bewegungs- und Handlungsverfeinerung werden nun dadurch entwickelt, daß die Ausbildung fundierender, stabiler Basisgewohnheiten die ursprünglich dort verwendete Motivations-, - und Versuchs- und Kontrollenergie entlastet und 'nach oben abgibt'."⁹

Gehlen wird heute nach wie vor als Nazi betrachtet. Aber er hatte den Konstruktionsfehler des Rechtsstaates erkannt. Weil Rechtsstaatlichkeit in Wahrheit Clan-Politik ist. In Deutschland könnte man das nennen: Fortführung der Ausschließung des anderen mit den Mitteln des Lübbianismus. Das ist Krieg – oder bzw. Gut-Gauckmenschentum. Dafür steht der Lübbianismus. Sie werden dieses Land zu Grunde richten. Das ist nicht sehr sportiv gedacht und ungerecht. Vom Prinzip Fairness kann da überhaupt keine Rede sein. Aber Sport basiert auf Fairness. Sie sind einfach gewöhnlich. Kleine Menschen. Aber von Sport haben sie keine Ahnung.

Durch das Vergewöhnlichen einer Bewegungstechnik kann sie unter der Bewusstseinschwelle bleiben, was auch im Sport dazu führt, dass man sich auf noch nicht gekonnte und schwierigere Teile der Technik konzentrieren kann.¹⁰

Kurzum: Je tiefer die Reflexion der elementaren Grundformen von Könnerschaft einverleibt wird, je sublimer, komplexer und virtuoser können unsere Entwurfsleistungen werden.

Das empraktische Handeln ist im Grunde das Normale, insofern es die Regelmäßigkeiten und Bewegungsformen einverleibt, durch die unser alltägliches Leben funktioniert. Wir sind hier auf dem weiten Feld unreflektiert hingenommener Normen, Selbstverständlichkeiten und Konventionen durch die wir eben leben, wie wir leben, und uns bewegen, wie wir uns bewegen. Wir befinden uns im Feld des habituell Normalen. Das es funktioniert, ist die einzige Begründung, die dieses Wissen braucht. Erläuternde Erklärungen, Letztbegründungen, grundsätzliche Rechtfertigungen, begleitende Kommentare braucht diese Wissensform habituell-faktischen Funktionierens nicht. Hier muss nichts diskutiert werden. Es gibt anscheinend nichts Problematisches und Spektakuläres. Alles ist, wie es ist. Es gibt keine Zweifel, alles scheint evident sicher. Die Faszination dieses Empraktischen liegt darin, dass sich anscheinend alles wie von selbst versteht und vollzieht. Im Empraktischen beweist sich, dass der Mensch das Wesen ist, "das Wesen ist, das von Selbstverständlichkeiten umgeben ist. Er könnte nicht leben, wenn er alles durcharbeiten müßte, worauf die Möglichkeit seiner Existenz beruht."¹¹ Mit den Praktiken des Empraktischen schafft sich der Menschen jene "kunstvollen

⁹ Ebenda.

¹⁰ Vgl. Antonio Damasio: *Ich fühle, also bin ich*. A.a.O., S. 359.

¹¹ Hans Blumenberg: *Beschreibung des Menschen*. Frankfurt am Main 2006, S.656.

Zuverlässigkeitsformen seiner Kultur",¹² durch die er in seiner Festung der Selbstverständlichkeiten zu überleben vermag.

Mit gelingender Empraxis und deren Funktionslust ist eine ist ein Synsemantik verbunden, in der Erfahrung und Bedeutung noch nicht getrennt sind: was etwas bedeutet, weiß man, in dem es an sich erfahren lässt.

Es gibt aber auch ein empraktisches Handeln im Sport, im Tanz, wie in Kunst und Wissenschaft, in dem jemand eine außerordentliche Lösung einer Aufgabe vorlegt und dazu einen neuen Stil, eine Form, eine neue Methode entwickelt, ohne dass er in der Metaebene weiß, wie dieser Stil funktioniert. Dies empraktische Wissen ist nicht in einem pädagogischen Prozess machbar. Hier ist nichts normal und alles kontrafaktisch. Nichts scheint begründet und alles muss erst noch erklärt werden. Vieles muss neu expliziert werden. Auf dieser Ebene wirkt das Unnormale, der Bruch mit Routinen normbildend. Dies empraktische Ereignis ist spektakulär, aber auch sehr problematisch.

Oft stellt sich sogar die Frage, woher sportive, künstlerische und wissenschaftliche Virtuosen die Vorbilder für ihre Neuerungen haben oder ob es überhaupt Vorbilder gab? Muss man, um hier auf Platon sprechen zu kommen, um die Sprungtechnik des Fosbury-Flop zu entdecken, diese bereits in schlafender Form in sich enthalten? Und wodurch wird dann dies in uns ruhende Vermögen aktiviert? Durch Bilder? Was aber ist, wenn keine Vorbilder dafür existieren? Wie kommt dann ein Hochspringer von der alten Hochsprungtechnik des Straddle zu der des Flopping? Aus Bewegungsübermut? Aus Spielsucht? Durch Experimentieren mit alten Techniken (hier dem Schersprung)? Durch Selbstkorrektur? Enthemmung? Willkür oder gar Zufall? Durch einen Traum? Durch Phantasie? Durch Instinkt? Ist die neue Bewegungsform vielleicht eine angeborene Idee oder eine göttliche Eingebung oder einfach das Resultat des nicht virtuosens Könnens der tradierten Sprungtechnik, des Unvermögens, das Übliche zu beherrschen? Ist der Erfinder des Neuen einfach nur ein Dilettant?

Auf jeden Fall erscheint das sensationelle Neue zunächst als nichtantrainierte Idee. Wäre es eine antrainierbare Idee, dann wäre die Sache leicht zu erklären, denn Training ist ja per Mimesis bild- und wortgebundenes Anleiten von Bewegungshandeln, aber eben meistens nach mindestens einem Vorbild. Was aber, wenn im Training eine erfolgreiche Bewegungsform ohne Vorbild entsteht? Wie kommt die in die Welt? Ohne Vorbild? Ohne Erinnerung? Nach unserer Theorie: "Nein". Aber dann muss es eine Erinnerung geben, die die bekannte Bilderwelt sozusagen überspringt und in diesem Sinne in ihrem Ursprung zunächst in gewissem Maße bilderlos ist. Das könnte z.B. der sich aus dem hingebenden Bewegungshandeln experimentelle Überschuss sein, die damit gegebene Abweichung von der gewohnten Bewegungsform, die uns zu neuen Bewegungsformen führt, für die wir allerdings selbst das Bild sind und für die wir aber selbst noch kein (Vor-)Bild haben. Die Erinnerung wird hier

¹² Vgl. ebenda.

zum Ereignis der vorbildlosen Abweichung. Man tut etwas Ungewisses und Vorbildloses – nur das weiß man. Das aber bedeutet, dass es im empraktischen, routinisierten, sich wiederholendem Körperhandeln der Möglichkeit nach einen utopischen Überschuss gibt, der "ortlos" im Sinne von vorbildlos ist und in dem neue Vorbilder für neue Bewegungsformen entstehen.

Im Empraktischen erfahren wir etwas, indem wir etwas erfüllen und dadurch nachahmen. Mimesis ist dann nicht mehr als intellektualistische Nachahmung zu verstehen, sondern als Verkörperungsleistung, als leibliche Reproduktion. Durch den Körpergebrauch entstehen, vermittelt durch Hände, Beine, Geschlechtsorgane, Organe, Nase, Mund, Ohren, innere gefühlte Bilder, die nicht mit Sehbildern zu verwechseln sind. Diese Stimmungsbilder entstehen im leiblich Befasstsein mit etwas. Man muss also eine ikonographische Differenz annehmen zwischen Sehbildern und mentalen Bildern. Man darf Bilder nicht auf Sehbilder reduzieren, sondern Bilder entstehen im Spannungsfeld der Vorstellungen, die durch die fünf Sinne bestimmt sind und daraus entstehen dann die Anschauungsbilder des Sehens. Der Mimesis-Begriff darf demzufolge auch nicht auf den Sehsinn zentriert werden, sondern muss mit den fünf Sinnen verbunden werden.

Es stellt sich also das schwierige Problem, ob es eine Erinnerung ohne Bilder gibt?¹³ Schon Bergson unterschied in Seh-Erinnerung und Erinnerung und bemerkte in diesem Zusammenhang, das "nicht jedes Wiedererkennen der Vermittlung eines früheren Bildes bedarf".¹⁴ Man darf demzufolge die Erinnerung nicht nur an den Gesichtssinn binden und der Grundfehler vieler Bildtheorien scheint darin zu bestehen, Bildlichkeit nur mit dem Sehsinn zu verbinden. Dies bestätigen auch die Forschungen von Antonio Damasio. Er unterscheidet Visuelle Bilder von mentalen Bildern. Seiner Auffassung nach setzt die "Fähigkeit, Objekte und Ereignisse innerhalb oder außerhalb des Organismus wahrzunehmen", mentale Bilder voraus. Mentale Bilder werden von ihm wiederum unterschieden in "visuelle, akustische, taktile, olfaktorische und gustatorische Bilder", die mit Stimmungen verbunden sind.¹⁵ Sowohl die Ausführung automatischer wie auch willkürlicher Handlungen als auch die Antizipation von Handlungen braucht solche mentalen Bilder, die eben nicht auf visuelle Bilder zu reduzieren sind und mit der ganzen Bandbreite unserer Stimmungen verbunden sind und beide, mentale Bilder und Stimmungen haben ein Zentrum, das sie beide verbindet und zentriert: den Leib. Der Leib ist dann als vollsinnliches Stimmungsbild zu betrachten, das die Wahrnehmung unserer fünf sinnigen Bilderwelt bestimmt.

Die immer leiblich gestimmte Erinnerung ist an mentale Bilder gebunden und nicht nur an Seh-Bilder. Die Erinnerung ist nicht auf die Seh-Erinnerungsbilder zu reduzieren. Das Seh-Erinnerungsbild ist nur

¹³ Vgl. Henri Bergson: *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist.* Hamburg 1991, S. 74-75, 127.

¹⁴ Vgl. ebenda S. 82-83.

¹⁵ Vgl. Antonio Damasio: *Der Spinoza-Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen.* Berlin 2006, S.226 und Antonio Damasio: *Ich fühle, also bin ich.* A.a.O., S. 20, 381-384.

ein Ausschnitt der basalen, leiblichen an die fünf Sinne gebundenen mentalen Erinnerungsbilder. Diese basale Erinnerung erzeugt Seh-Erinnerungsbilder, die wir uns vorstellen können. Man muss also die basalen mentalen Erinnerungsbilder von den Seh-Erinnerungsbildern wie auch komplexe mentale Erinnerungswahrnehmungen von sichtbaren Erinnerungsvorstellungen unterscheiden.

Insofern der Leib der somatosensorische Grund der Erinnerung unseres Denkens ist, muss man demzufolge Bilder mit allen fünf Sinnen und dem immer je schon gestimmten Leib in Verbindung bringen und nicht nur an den Sehsinn binden, wie wir das in einer Öffentlichkeit, die auf den Sehsinn immer stärker zentriert ist, alltäglich tun. Dadurch wird auch klar, warum für Damasio sich das Denken weitgehend in Bildern vollzieht, die aber eben nicht nur Seh-Bilder sind, sondern auch Hör-Bilder, Tast-Bilder, Riech-Bilder oder Schmeck-Bilder sein können. Was wiederum zur Folge hat, dass wir Bilder von einer möglichen Zukunft haben können, die wir noch nicht gesehen haben, die wir aber hören, ertasten, riechen, schmecken.¹⁶

Alles, was wir sehen, hören, ertasten, riechen, schmecken sehen wir nicht nur durch die Bilder hindurch, die wir gesehen haben, durch das Gehörte, das wir gehört haben, durch das Ertastete, das wir ertastet haben, durch das Geruchene, das wir gerochen haben, durch die Geschmäcker, die wir erschmeckt haben, sondern wir haben Sehbilder, weil wir auch Hör-Bilder, Tast-Bilder, Riech-Bilder und Schmeck-Bilder haben, denen ein Wille zur Vorstellung und zur Veräußerung eigen ist.

Mit der Aufhebung der Reduktion des Bildbegriffs auf den Sehsinn und einem erweiterten Bildbegriff, in dem der Leib, seine Stimmungen und die fünf Sinne zwar unterscheidbar aber untrennbar miteinander verknüpft sind, wird es möglich zu erklären, wieso Virtuosen zu völlig neuen Handlungsformen kommen, die aus der Perspektive des Sehsinns ohne Vorbild sind. Empraktisches Wissen gibt es, weil es ein implizites Sehen durch die fünf Sinne gibt, ein synästhetisches Sehen, das zunächst vorstellungslos ist.

Im experimentellen Bewegungshandeln entsteht nämlich die Möglichkeit der innerlichen Vorwegnahme neuer Bewegungsformen durch mentale Bilder, die zunächst ohne (Seh-)Vorbilder sind. Die damit verbundene innerliche Welt der Bewegungsphantasie drängt danach sich in sichtbaren Handlungsformen zu veräußern, sodass eine neue äußere Bewegungswelt entsteht, die vorgestellt und aufgeführt werden kann. Eine vorstellbare Aufführungswelt, die Welt der Performanz basiert also auf der inneren Welt der mentalen Erinnerungsbilder, die im empraktischen Handeln entstehen.

Ausgehen muss man nun in unserem Kontext nicht nur von der Tatsache, dass der Mensch, das immer noch nicht festgestellte ist Tier ist, sondern dass er auch ein langsames Tier ist. Man denke nur an die Unfertigkeit des kindlichen Bewegungsapparates, an die Unspezialisiertheit der menschlichen Bewegungsskala und daran, wie lange der Mensch braucht, sein Bewegungsrepertoires auszubilden. Im Vergleich zu Raub- und Fluchttieren vollzieht sich die Ausbildung des menschliche

¹⁶ Vgl. Antonio Damasio: *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. Berlin 2006, S. 140-141, 152.

Bewegungsapparates und seiner Bewegungsskala viel langsamer. Unter den Bedingungen natürlicher Wildnis würde das am Boden lebende Wesen Menschen "inmitten der gewandtesten Fluchttiere und der gefährlichsten Raubtiere", die oftmals beträchtlich schneller sind als heutige gedopte Weltkassensprinter, nicht nur benachteiligt, sondern wahrscheinlich ausgerottet sein.¹⁷

"Tiere beherrschen bekanntlich nach wenigen Stunden bis Tagen ihre Bewegungsskala." Dagegen ist die "jahrelange Unfertigkeit des kindlichen Bewegungsapparates ... eine Belastung, wenn man vom Tier her sieht. Sie ist eine Aufgabe, nämlich die Aufgabe, durch eigene Bemühung, unter mühsamer Erlernung in Mißerfolgen, Gegenimpulsen und Selbstüberwindung die eigene Bewegungsmöglichkeiten herauszuentwickeln."¹⁸

Hinzukommt außerdem, das die Bewegungsskala des Menschen relativ unspezialisiert ist. Das ist nun aber nicht nur als Nachteil zu interpretieren. Denn damit verbunden ist nach Gehlen eine zwar nicht unbegrenzte, wie er behauptet, aber doch erstaunlich große und überraschende Plastizität der menschlichen Bewegungs- und Handlungsformen, die es ihm ermöglicht "eine ganz unvorstellbare mögliche Mannigfaltigkeit", einen ungeheuren Kombinationsreichtum von Bewegungen auszubilden.¹⁹

Insofern der Mensch ein sich selbst entwerfendes Wesen ist, sind die Neukombinationen von Bewegungen selbstgesteuert, "d.h. auf Grund eines mehr oder weniger bewußten Zuordnungsplanes aufgebaut: man denke an die schwierigen Umsteuerungen, die bei Erlernung eines neuen Sports nötig sind. Merkwürdigerweise ist diese ungemaine Fülle von Bewegungsmöglichkeiten (Artisten, Sportsleute, alle unendlich verschiedenen Arbeitsvorgänge), und zwar von willkürlichen Bewegungsformen noch selten gegen die Monotonie tierischer Bewegungsformen gestellt worden."²⁰

Die Unfertigkeit und die Langsamkeit der Ausbildung menschlichen Bewegungskönnens macht folglich einen "qualitativen Unterschied zu den sehr bald 'montierten', dann aber auch monoton-zweckmäßigen tierischen Bewegungen."²¹

Die Bewegungsmöglichkeiten des Menschen sind zwar unspezialisierter, aber dadurch hat der die Möglichkeit, eine viel höhere Bewegungsvariabilität auszubilden. Wie kommt es aber nun dazu, das aus der "anfänglichen Bewegungsunfertigkeit" des Menschen nicht nur eine große Streubreite von Bewegungsvariationen, sondern sogar kontrollierte Bewegungsvariationen entstehen?²² Durch einen

¹⁷ Vgl. Arnold Gehlen: *Der Mensch*. A.a.O., S. 35.

¹⁸ Ebenda S. 44.

¹⁹ Vgl. ebenda S. 43-44.

²⁰ Ebenda S. 44.

²¹ Vgl. ebenda.

²² Vgl. ebenda S. 45.

mühsamen Erwerb des Könnens, die eigene Unfertigkeit umzuarbeiten in Bedingungen der Möglichkeit zu überleben, indem man neue Fertigkeiten ausbildet.

Das bedeutet in Bezug auf die Ausbildung der menschlichen Bewegungsskala, dass mit Erfahrung der eigenen Bewegungsunfertigkeit nicht nur die Erfahrung eines Nichtkönnens verbunden ist, sondern auch die eines möglichen Könnens. Unfertigkeit der Beweglichkeit als Selbsterleben des Nichtkönnens von Bewegung bringt auch das Begehren nach Bewegungskönnen hervor und dieses Spannungsfeld von Bewegungserfahrung und Bewegungsstrebung im Menschen bildet den "Anreiz zum Weiterausbau" der Bewegungsmannigfaltigkeit.²³

Damit aber eine in sich widersprüchliche Bewegungserfahrung als Anreiz zur Vervollkommnung sich tatsächlich selbst zu transzendieren vermag, muss ein weiteres Element untrennbar mit dem Bewegungshandeln verbunden werden: die Bewegungsphantasie.

Denn jede Bewegungserfahrung gibt Raum "für die Neukombinationen der Bewegungsphantasie",²⁴ durch die sich die Bewegungen des Menschen immer wieder selbst und neu perspektivieren und durch die Verwirklichung dieser Selbstperspektivierungen entstehen neue Bewegungsvarianten, die das alte Bewegungsrepertoire übersteigen.

Wie funktioniert nun aber die Bewegungsphantasie durch die es uns möglich wird, Bewegungsformen zu kreieren, die man sich bisher nicht vorstellen konnte?

Schon Gehlen spricht sich dagegen aus, die Bewegungsphantasie nur auf den Seh-Sinn zu beschränken und schlägt vor, den Tastsinn zu Erklärung der Bewegungsphantasie mit einzubeziehen. Das macht durchaus Sinn. Denn es ist eine sehr oberflächliche Beobachtung, wenn man annimmt, modernes Training (hier im Sport) basiere wesentlich auf Bewegungsablaufverbesserung per Sehsinn, in dem sich der Athlet nach dem Spiegelprinzip des Balletts per Videoaufnahme oder neuerdings durch die computergestützte Messplatztechnik selbst sieht, um anhand dieser Bilder seine Bewegungen in dem gewünschten Sinne zu optimieren.

Jeder aber, der eine Verbesserung seiner Bewegungsabläufe per Seh-Bild schon einmal probiert hat, kann leicht die Erfahrung machen, dass ihm zwar vom Trainer oder heute von der Computersimulation die perfekte Bewegung vor Augen geführt werden kann und das er vom Seh-Bild her weiß, wie die Bewegung funktioniert, dass er sie aber trotzdem nicht einfach in Nachahmung des Seh-Bildes ausführen kann. Wenn man dann nach einer Antwort danach sucht, warum der Athlet die Bewegung nicht beherrscht, obwohl er doch gesehen hat, wie exakt sie abzulaufen hat, er das Gesehene doch nur nachzuahmen hätte, wird man auf Seiten des erfahrenen Athleten und Trainers immer wieder hören: Er oder Sie hat noch kein "Gefühl" für die neue Bewegung. Mit dieser Rede von "kein Gefühl haben" (für das Gerät, für den Ball, für die eigenen Muskeln) ist aber oft das Fehlen ein

²³ Vgl. ebenda S. 45.

²⁴ Vgl. ebenda S. 44.

taktilen Sinns gemeint. D.h., der Athlet kann die gesehene Bewegung nicht, weil er sie für sich nicht taktil empfinden kann. Er weiß noch nicht wie sich das "anfühlt", wenn er sich so und so bewegt, er hat keine taktile Vorstellung, keine Muskelempfindung davon, wie man sich so und so bewegen könnte.

Es gibt also ein Gefühl bei Athleten für die Fähigkeit oder Unfähigkeit, für die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Ausführung einer Bewegung, die man empirisches Könnensbewusstsein bezeichnen kann. Dass ein Athlet keine Muskelempfindung hat und sich folglich die Körperbewegung nicht vorstellen kann, kann nach Damasio so erklärt werden, dass ein Athlet keine Vorstellungsbilder vom Körperinneren hat, die Damasio unter die mentalen Bilder zählt und als „Bilder vom Fleisch“²⁵ bezeichnet. Das sind solche Bilder „die den Bau und Zustand von inneren Organen wie Herz, Darm und Muskeln und den Zustand zahlreicher chemischer Parameter im Inneren des Organismus abbilden“²⁶, durch die wir eine Vorstellung vom Zustand dieser Organe zu haben glauben ohne dass wir sie sehen können.

Folglich gibt es einen großen Unterschied zwischen dem Bewegungssehen und dem Bewegungsempfinden und wenn ein Athlet dieses Bewegungsempfinden für eine gesehene Bewegung nicht ausbildet, wird er es nie zum Virtuosen in seiner Disziplin bringen.

Das aber heißt, die Bewegungsphantasie, ich könnte mich doch einmal so und so bewegen, wie das andere noch nicht versucht haben, nicht einfach an den Sehsinn gebunden ist, sondern wesentlich auch an den Tastsinn.

Um eine Bewegung ausführen zu können, gehört dazu hohe Bewegungsempfindlichkeit, denn die "menschliche Motorik ist in allen Phasen tastempfindlich" und alle Bewegungen werden daher nicht nur durch Sehempfindungen, sondern auch durch Tastempfindungen zurückempfunden.²⁷

Dieses taktile Zurückempfinden, das zugleich ein Selbstempfinden ist, gibt dem Athleten ein Gefühl davon wie er das Gesehene für sich mit seinem fünfsinnigen Leib umsetzen könnte. Er bildet durch die Kombination von Seh- und Tastsinn eine innere Erlebniswelt, eine mentale Bilderwelt für seine Bewegungserfahrungen aus, die sich sehr weit von seinem realen, augenblicklichen Können entfernen kann, die aber trotzdem seine zukünftigen Bewegungsexperimente bestimmt.

Und gerade deshalb ist Bewegungsvirtuosität im Sport, aber nicht nur dort, zunächst taktilen Streben, Ertasten des gesehene Vorbildes, Lernen, wie es sich anfühlt, wenn man sich so und so bewegt und gleichzeitig Umgehenslernen mit den daraus sich ergebenden Überschuss, den Vorentwürfen in der Bewegungsphantasie, in dem man diese versucht schrittweise instrumentell zu gestalten.

Die Wechselwirkung von Seh- und Tastsinn beim Erlernen einer Bewegung belegt, dass die

²⁵ Vgl. Antonio Damasio: *Der Spinoza-Effekt*. A.a.O., S. 227.

²⁶ Ebenda.

²⁷ Arnold Gehlen: *Der Mensch*. A.a.O., S. 45.

Bewegungsphantasie durch Erinnerungsbilder und motorische Mechanismen vermittelt ist.²⁸ Die Macht der motorischen Mechanismen ist derartig stark, dass sie selbst an die Stelle des Seh-Bildes treten können, so dass man sich auch ohne Seh-Bild an eine Handlung erinnern kann auf der Basis der motorischen Disposition. Das aber hat zur Konsequenz, dass es eine Bewegungserinnerung gibt, die unabhängig vom Seh-Bild funktioniert und das zeigt sich bspw. beim taktilenerspüren einer Bewegung.

Der Ort für das Entstehen neuer, anscheinend vorbildloser Vorbilder ist der leibhaftige Spiel-Raum. Im echten, leibhaftigen Spielraum herrschen nicht nur nach Vorbildern geregelte Bewegungen vor, sondern die Bewegungen werden gerade im Spiel auch entgrenzbar, im Probieren, das wesentlich zum Spiel gehört, entsteht ein Überschuss an Bewegungen, eine Art Überproduktion von Bewegungen durch den Zufall von Versuch und Irrtum, von Misslingen und Gelingen. Man muss die Funktionsweise körperlicher empraktischer Erkenntnis also zweifach unterscheiden.

Einmal vollzieht sie sich auf der Basis eines normal-empraktischen Körpererinnerns im Sinne von Körpergedächtnis. Dies empraktische Körpererinnern ist mimetisch, wort- und bildgestützt, oft schon verschriftlicht und allgemein praktikierbar.

Andererseits vollzieht sich körperliche Erkenntnis auf der Basis empraktischen Körpererinnerns von Genies zunächst wort- und bildlos und dies einzigartige Können wird erst später verantwortlicht, verbildlicht sowie verschriftlicht und dann auch verallgemeinerbar erlernbar.

Zunächst aber erscheint solch genial-empraktisches Können als sprachlos machendes Können und wird oft sprachlos erlebt. Empraktisches Wissen auf dieser Ebene, ist, wie beim Mystiker, mit Sprachenthobenheit, mit sprachlosem Wissen verbunden und erfahren kann am Anfang nur der dies Können, der sich in den Raum sprachlosen Nachmachens begibt.

Während es beim Körpererinnern als Körpergedächtnis ein oftmals pädagogisiertes Wiedererkennen gibt, gibt es strenggenommen beim Körpererinnern des Genies²⁹ kein Wiedererkennen, sondern nur eine neuartige Wi(e)derholung, also ein Gegenholen, ein Anders-Praktizieren einer bekannten, gewohnten, gewöhnlichen Körpertechnik. Diese Körpererinnerung vergisst in der Wiederholung als Gegenholung und ermöglicht so wirklich Neues. Hier handelt es sich um einen ursprünglichen Vollzug, der der Anfang eines gedächtnisgestützten Nachvollzugs sein kann.

Insofern es uns um eine existenzial-analytische Erinnerungstheorie geht und nicht nur um eine bloß technisch-gnoseologische, wird hier der immer je gestimmte Leib als Grund der Erinnerungen betrachtet.

²⁸ Vgl. Henri Bergson: *Materie und Gedächtnis*. A.a.O., S. 66-67, 75, 78-79.

²⁹ Wobei man allerdings auch empraktische Virtuosen von empraktisch-reflektierten Virtuosen unterscheiden sollte. Empraktische Virtuosen machen Geschichte, aber sie können sie nicht beschreiben. Ein empraktisch-reflektierter Virtuose kann die von ihm gemachte Geschichte nicht nur beschreiben, sondern methodisch verallgemeinern. Der empraktische Virtuose versteht alles und weiß nicht wieso. Der empraktisch-reflektierte Virtuose kann uns dagegen auch erklären, was er im Vollzug verstanden hat.

Die Erinnerung ist ein Leibraum, in dem chaotisch Erfahrungsspuren versammelt sind. Diesem Leibraum ist die Vermittlung zwischen dem (kosmischen) Sein und dem (menschlichem) Bewusstsein, in dem sich Sein und Bewusstsein, Vergangenheit und Zukunft in der Vermittlung durch die gestimmten fünf Sinne mit einander verschmelzen.

Die Erinnerung ist ein in den leiblichen Bewegungsvollzug eingebundenes Gedächtnis, der auch ohne Vorstellung funktionieren kann.

Das leiblich gestimmte Erinnerung-Sein ist der Grund für die Möglichkeit Gedächtnis zu haben.

Ein Gedächtnis hat man, aber die Erinnerung hat uns, insofern als Leib ein Eigenleben hat.

Das Gedächtnis versucht die leiblich wahrgenommenen Erinnerungen zu verorten, zu registrieren, zu ordnen, zu sortieren, zu quantifizieren, zu archivieren, kurz: vor uns zu stellen, per Vorstellung verfügbar zu machen. Das Gedächtnis ist vorstellende Erinnerung. Die Erinnerung ist wahrgenommene Erinnerung.

Die Erinnerung speichert durch sensomotorische Verrichtungen und Wahrnehmungen. Das Gedächtnis speichert durch Vorstellungsinzenierungen. Die Erinnerung erscheint daher als motorisches Gedächtnis und das Gedächtnis erscheint als kontemplatives Gedächtnis.³⁰

Das normal-empraktische Körpererinnern als Körpergedächtnis stellt in unserer Lebenswelt durch Pädagogisierung veralltäglichte Körpertechniken und Körpertechnologien dar, die, einmal erlernt, im Nachhinein unbewusst funktionieren. Solche alltäglichen Körpertechniken und Körpertechnologien wirken als Normalisierungstechniken. Ihr unbewusstes Funktionieren meint hier, dass sie durch Automatisierung nicht mehr voll bewusst, vorbewusst und ungewusst funktionieren. Wichtig aber ist hier zu betonen, dass dieses unbewusste Funktionieren nicht bloß biologisch gefasst wird, sondern kulturalistisch.

Das normal-empraktische Körpererinnern erscheint als eine Form der ewigen Wiederkehr des Gleichen, indem Erlerntes, schon Gekonntes wiederholt wird. Diese Körpererinnerung wird dadurch möglich, dass per Training ein explizites Bewegungswissen in den Körper versenkt wird, wodurch aus expliziten Formvorstellungen implizite Gestaltungsmöglichkeiten werden. In den antrainierten empraktischen Körperhandlungen wird explizites Wissen durch Implizierung verstetigt, sodass es den Augenblick übersteigt und zu einer dauerhaften Könnerschaft führt. Empraktisches Lernen erweist sich hier als Angewöhnungsstrategie, als Lernen im Sinne der Aneignung von Körpergewohnheiten durch Automation per Wiederholung. Es entsteht dadurch ein Leibkörper als Gewohnheitskörper, der relativ krisenfest funktioniert. Gewohnheiten tyrannisieren uns also nicht nur, sie sind nicht nur einsperrend und verengend, sondern sie ermöglichen auch freie Bewegung, Autonomie auf der Basis normaler alltäglicher Könnerschaft und sichernden Strukturen.

Das genial-empraktische Körpererinnern ist dagegen ein Bruch mit den normalisierten, alltäglichen

³⁰ Motorisches und kontemplatives Gedächtnis sind Begriffe von Bergson, die hier aber im Kontext des Empraktischen variiert werden. Vgl. Henri Bergson: *Materie und Gedächtnis*. A.a.O., S. 151.

Körpertechniken. Es durchbricht die gewohnten Bewegungsabläufe im Gebrauch des Körpers und erscheint daher zunächst als nichtalltägliche, außergewöhnliche Körpertechnik, die noch vorbewusst und ungewusst funktioniert, bevor sie methodisch erforscht werden und dann durch Pädagogisierung veralltäglicht werden kann. Das "Unbewußte" auf dieser Ebene meint hier das Noch-nicht-Bewusste, nicht das, was nicht mehr wahrgenommen wird und deshalb nicht mehr bewusst ist, sondern das, was noch nicht begriffen ist und deshalb vorbewusst und ungewusst ist.

Normal-empraktisches und genial-empraktisches Körpererinnern stehen sich wie Pädagogik und geniale Könnerschaft gegenüber. Durch Methodisierung können zwar Pädagogik und Genialität angenähert werden, sie werden aber auch immer mindestens partiell unvereinbar bleiben, insofern das Ereignis immer nur bedingt methodisierbar ist. Was auf der Ebene des Genies spontane Könnerschaft, außerordentliche Wiederholung von Einzigartigkeit, Ekstase ist, ist auf der Ebene des pädagogisierten Trainings ewige Wiederkehr des Gleichen durch Angleichen, Einschleifen, Gleichförmigkeit, Durchregulierung, Langeweile. Normal-Empraktisches und Genial-Empraktisches sind durch Virtuosen-Empraktisches vermittelt, was hier bedeutet, dass die übliche Technikbeherrschung und die geniale Technikneuschaffung durch außerordentliche Kunstfertigkeit bei der Beherrschung der üblichen Techniken vermittelt ist.³¹

In der genialen Empraxis zeigt sich, dass ordentliche Bewegung immer auf einem außerordentlichen Bewegtwerden beruht. Wir bewegen uns nicht einfach nach vorgegebenen Mustern, sondern werden außerordentlich bewegt und dadurch entsteht neue Bewegung. Der Leib ist folglich nicht einfach eine bewegte Macht, sondern eine bewegende Macht, d.h. durch ihn entfalten sich Bewegungsmöglichkeiten jenseits des bekannten und lernbaren Bewegungsrepertoirs; der Leib ist eine Lebensmacht und nicht bloß toter Körper, der Leib treibt zu neuen Bewegungs-, Handlungs- und Denkformen; der Leib treibt zu neuen Stilen nicht nur im Sport, sondern auch in Wissenschaft und Kunst .

Gerade im leiblichen Vollzug der Erinnerung zeigt sich, dass die Erinnerung ein eigenes Leben hat. Die Erinnerung ist ein selbsttätiges Existenzial des Leibes. Im Leibhandeln werden Erinnerungen gestiftet. Im Handlungsvollzug verinnerlichen wir per Wiederholung Schemata und verstehen so zu handeln ohne erklären zu können, wie und warum wir handeln.

Normal-empraktisches und genial-empraktisches Körpererinnern stehen sich wie Gewohnheitserinnerung und Erinnerungsereignis, wie alltägliche Gewohnheitsempraxis und ereignishafte Virtuosenempraxis gegenüber.

Die alltägliche Gewohnheitsempraxis basiert auf Herstellung per unbewusster, vorbewusster, nicht-mehr-bewusster Nachahmung. Die Praxis ist hier eine funktionierende Operation, die auf Urbild-Abbild-Relationen beruht.

³¹ Vgl. Peter Fischer: *Philosophie der Technik*. München 2004, S. 15.

In der Genie-Empraxis ereignet sich dagegen anscheinend Urbild- und Vorbildloses, also nicht Nachgemachtes. Die Praxis ist hier ein Ereignis, das späterhin Nachfolge und Nachahmung hervorbringt.

Wie man aber Gewohnheitsempraxis und Virtuosenempraxis unterscheiden kann, so kann man auch Gewohnheitsgenies und Genies im strengen (Kantschen) Sinne unterscheiden. Das Gewohnheitsgenie ist ein Genie der Regeleinhaltung und der regulierenden Normalisierung, ein Virtuose. Genialität im strengen Sinne setzt diese Virtuosität, die man als Talent bezeichnet, voraus. Damit verbunden ist, dass Genialität ein sammelndes, antiquarisches, historisches, angelerntes Formen- und Schematawissen zur Bedingung hat. Der Virtuose ist ein Talent technischer Nachahmung. Es gibt also eine Avantgarde der Routine, darunter zählen alle großen Lehrer, eine Avantgarde aus Routine, die echte Genialität erst ermöglicht. Virtuosität und Genialität erscheinen im Verhältnis von bewusster Praxis und unbewusster Empraxis. Was praktisch nachgemacht, nachempfunden, ordentlich den Regeln entsprechend erscheint, erscheint empraktisch außerordentlich, regelbrechend, einmalig. Auf der Ebene der Virtuosität erscheint die Technik transparent. Die technische Lösung des Genies erscheint dagegen als Rätsel, als Geheimnis.

Das Genie im strengen Sinne schafft neue Regeln und Normen, die dann die anderen normalisieren, für deren Hervorbringung zunächst aber keine Regeln anzugeben sind. Es bricht mit den Regeln, ohne selbst Regeln angeben zu können. Das echte Genie ist ein Genie des empraktischen Regelbruchs und impliziter Regelwiederholung. Es folgt anscheinend seinem Genius, „dem eigentümlichen einem Menschen bei der Geburt mitgegebenen schützenden und leitenden Geist, von dessen Eingebungen jene originalen Ideen“ herrühren.³² Kulturalistisch reformuliert bedeutet dies: Jeder Künstler und Athlet muss, will er authentisch und originell sein, seinen Schwerpunkt, seinen Nullpunkt, von dem sich alles aus ihm heraus gestaltet, finden. Dieser Schwerpunkt ist ein empraktisches Können, ein gestimmter Binnenraum, der in der Vermittlung mentaler Bilder zu performativer Könnerschaft führt. Aber auch das Genie des Regelbruchs bewegt sich noch im normalen Gewohnheitsempraktischen. So bemerkt Nietzsche zu Epikurs Versuch, "zur Natur zurückzukehren, weil er schrieb, wie es ihm einfiel. In Wahrheit war so viel Sorge um den Ausdruck in ihm vererbt und an ihm großgezogen, daß er nur sich gehen ließ und doch nicht völlig frei und ungebunden war. Die 'Natur', die er erreichte, war der durch die Gewohnheit angezogene Instinkt für den Stil. Man nennt dies Naturalisieren; man spannt den Bogen etwas schlaffer z.B. Wagner im Verhalten zur Musik, zur Gesangskunst."³³

Der Bruch mit dem Normalempraktischen als Naturalisierungsform von Antrainiertem erscheint im Kontext der "Rückkehr zur Natur" als Renaturalisierung, was Nietzsche selbst als "Mythologie der

³² Vgl. Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*. Leipzig 1968, S. 200.

³³ Friedrich Nietzsche: *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Hgg. von Giorgio Colli undazzino Montinari. München/Berlin/New York 1980. Band 8, S. 405.

Natur" kritisiert.³⁴

Aber das Genie der Virtuosenempraxis ist ein Genie impliziter Regelwiederholung, das eine außerordentliche Leistung, so innig erinnert, dass es nicht erinnerbar scheint, was von ihm erinnert wird. Es vermag, die zunächst einmalig gekonnte Bewegung, die aber nicht didaktisiert und automatisiert wurde im Sinne des normalisierten Empraktischen, zu wiederholen, dadurch dass es sich einzustimmen vermag auf eine mögliche Könnerschaft durch die Perspektivierung seines Virtuosität durch mentale Bilder von dem schon einmal einzigartig Gekonnten.

Dadurch entsteht in seinem Leibraum das Gefühl sich von selbst einstellender Könnerschaft, wenn der entscheidende Augenblick kommt. Die Einbildungen der schon irgendwie eintretenden virtuos Könnerschaft wird da Bedingung der Möglichkeit wirklicher Könnerschaft. Die innere Wahrnehmung von Könnerschaft kann also die Ursache tatsächlicher Könnerschaft werden. Die leiblich-mentale Vorwegnahme des Könnens garantiert beim Genie impliziter Regelwiederholung die tatsächliche Könnerschaft. Denn durch seine Bewegungsphantasien, die durch seine fünf Sinne in seinem Leib gespeichert sind, stellt er sich selbst ein auf das schon als gekonnt Wahrgenommene.

Das Genie impliziter Könnerschaft spürt über mentale Bilder und Stimmungen in sich, dass das wiederkommt, was er schon einmal konnte, wenn es auf die Bühne tritt, wenn es vor der Kamera steht, wenn es auf das Spielfeld aufläuft. Auf der Basis mentaler Bilder entwickelt es motorische Reaktionen in Form von Begleitbewegungen, die ein Gefühl der Vertrautheit in Bezug auf sein Körperkönnen derart bewirken, dass der Athlet meint, die Bewegung wieder zu können, weil er gefühlsmäßig sich seines Könnens sicher ist. Die Könnenszuversicht basiert hier darauf, dass mit mentalen Bildern und Stimmungen Optionen für motorische Reaktionen verknüpft sind und dieses Zusammenspiel von Gestimmtheit und Motorik, von sensorischen, motorischen und emotionalen Daten führt dazu, die phantasierte Bewegung zu erzeugen.³⁵

Der Eindruck, die Empfindung und die Stimmung des schon einmal Gekonnten, des schon einmal Dagewesenen scheint dann wiederzukehren und mit ihm kehrt die Möglichkeit zurück das Ereignis außerordentlicher Könnerschaft zu wiederholen oder gar zu übertreffen. Jetzt, kurz vor dem entscheidenden Auftritt kommt einem etwas als bekannt vor, man bildet sich ein, etwas wieder wahrzunehmen, was man schon einmal wahrgenommen hatte und durch diese Phantasmen vermittelt wird das Wiederkehren von dem man annimmt, dass es schon einmal da war, obwohl es eventuell von außen betrachtet noch nicht da war. Ein Genie impliziter Könnerschaft ist daher bei einer außergewöhnlichen Leistung der Meinung, dass es nur das wiederholt hat, was es eben "drauf hat", also was es im Training empraktisch "geschaut" hat, während der Trainer sofort erkennt, dass der Athlet wesentlich über seine Trainingsleistung hinausgeht, dies aber für den Athleten ein Déjà-vu-

³⁴ Vgl. ebenda.

³⁵ Vgl. Antonio Damasio: *Ich fühle, also bin ich*. A.a.O., S. 195, 222, 263.

Erlebnis ist.

Genies impliziter Könnerschaft sind meistens Synästhetiker. Sie entwickeln per leiblich gestimmter Erinnerung systematisch sehr konzentrierte und zentrierte, sich anscheinend wiederholende und zugleich neu kombinierte Verbindungen von Bewegungsformen, die dann bestimmte, außergewöhnliche Handlungsmöglichkeiten auslösen. Ihnen selbst aber als Dejavú-Erlebnisse erscheinen.

Hinter den Dejavú-Erlebnissen verbirgt sich aber der Wiederholungstrieb, der mit den vier Grundtrieben des Menschen verbunden ist. Die vier Grundtriebe des Menschen und auch die Funktionsweise des Empraktischen sind nicht vom Wiederholungstrieb zu trennen, der sich im Spannungsfeld von Lust und Unlust, von Funktionalität und Disfunktionalität, von Lustmaximierung und Lustvermeidung bewegt.

Gewohnheitsempraxis und Genieempraxis erscheinen nun aber auch in zwei Arten des kreativen Automatismus.³⁶

Zum einen als automatisierte Kreativität, als Automatisierung eines Handlungsvollzugs, der dadurch immer wieder virtuos ohne Kontrolle und Reflexion gekonnt wird, als Wissen ohne Metawissen, als "vernunftloser Intellekt". Zum anderen als Automatismus, der selbst Kreativität ermöglicht.

In der automatisierten Kreativität erscheint der Mensch als organische Maschine, deren funktionierende Mechanik zugleich Bedingung der Möglichkeit ist, dass sie genial im strengen Sinne werden könnte.

Beide Automatismen entlasten uns von der Komplexität bewussten Erinnerns durch ein vorstellendes Gedächtnis durch Einverleibung und Routinisierung der Handlungsschemata.

Das Empraktische erscheint in diesen je unterschiedlichen Automatismen als die Erinnerung von gelingender Unmittelbarkeit nicht gegen die Reflexion, sondern in ihr und durch sie hindurch, denn im Empraktischen essen wir vom "Baum der Erkenntnis", "um in den Stand der Unschuld zurückzufallen".³⁷ Das Empraktische ist die anwesende Kindheit in unserem Erwachsensein, es ist eine lebensnotwendige, potenzierte Naivität des Menschen, durch die er die ihn bedrohende Überreflektiertheit seiner Zivilisiertheit zu bewältigen vermag. In diesem Kindsein erfahren wir die Leichtigkeit des Seins durch die Leichtigkeit der anscheinend wie von selbst funktionierenden Könnerschaft. Die Reflektion erscheint hier völlig überflüssig und sogar hinderlich, um gekonnt sich zu bewegen.

In diesem scheinbar naiven Zustand scheinen das Reflexionslose und höchste Reflexivität, das Bewusstlose und das vollendete Bewusstsein, Puppe und Tänzer, das Geistlose und das Geniale, ahnungslose Natur und durchdachte Kunst, funktionierende Mechanik und höchste Kunstfertigkeit,

³⁶ Vgl. Antonio Damasio: *Ich fühle, also bin ich*. A.a.O., S. 421-422.

³⁷ Vgl. Heinrich von Kleist: *Über das Marionettentheater*. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. München 2002, S. 951.

Maschine und Anmut, Automat und Gott eins zu sein. Wir handeln dann durch die Reflexion hindurch, die Bewegung erscheint umso vollkommener und anmutiger, je mehr sie einer unbewussten, nahezu mechanischen Könnerschaft folgt, die uns anscheinend nur ein Gott einzugeben vermag.

Aber diese Art von neuen Sündenfall leitet "nicht das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt" ein,³⁸ sondern es ist der immer je schon an-wesende Grund dafür, warum die Welt für uns weltet, warum wir überhaupt eine Welt haben, warum eine Welt in und über uns überhaupt aufgeht.

Die Grundformen praktischen Körperwissens. Die wissensontologische Differenz

Die Philosophie ist von ihren Anfängen an eine Wissensform, die um die Relativität ihres Wissens weiß: Sie wusste von ihren Anfängen an, dass sie nichts weiß.

In diesem Kontext zeichnet die Philosophie von vorn herein ein besonderer Umgang mit dem Wissen vom Nichtwissen und damit mit dem Wissen selbst aus: Philosophie ist wesentlich Wissen von Nichtwissbarem des Lebens und vom Nichtwissen der Wissenschaften. Die Lebenswissenschaften glauben alles zu wissen, aber sie ahnen nichts vom Leben. Philosophie ist Ahnung vom Leben und sie weiß, dass sie nicht alles über das Leben wissen kann. Vernünftig-Sein und Verständig-Reden über das Sein sind daher nicht das Selbe. Es gibt eine Reflexion, eine implizite Rückbezüglichkeit ohne Reflektion (ohne explizites Sich-Spiegeln) genauso wie es eine implizite und eine explizite Mimesis gibt.

Philosophie als Wissensform der Weisheit war nie nur primär am praktischen Selbstbewusstsein, sondern immer auch an praktischer Klugheit orientiert. Epistêmê und Phrônêsis waren ursprünglich nicht getrennt. Der Logos schloss beides ein.³⁹ Theorie und Handeln, rationale Erkenntnis und technisches Wissen, Warum und Darum, Daß und Was, theoretisches Wissen und athoretisches Wissen vom Wie des Handelns sind für die Philosophie zwar unterscheidbar, aber im Handeln nicht trennbar.

Genauso wie man die Empraxis von der Praxis unterscheiden muss, muss man implizites und explizites Verstehen, vernehmendes Verstehen und begreifendes Erklären unterscheiden. Indem zwischen implizitem und explizitem Verstehen unterschieden wird entkommen wir nicht nur dem hermeneutischen Zirkel, sondern wir kommen in ihn zugleich auf lebenspraktische Weise hinein. Indem man nun aber anknüpfend an die Unterscheidung von implizitem und explizitem Verstehen auch empraktisches Bewusstsein von theoretischem Selbstbewusstsein unterscheiden muss, wird der Selbstbewusstseinszirkel auflösbar, indem das Selbstbewusstsein aus einem ihm vorausliegenden Ich-losen-Bewusstsein begründet wird. Dies entspricht der Lösung nicht nur des hermeneutischen,

³⁸ Vgl. ebenda.

³⁹ Vgl. Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. Tübingen 1986, S. 32-33.

sondern des Selbstverhältniszirkels, indem gezeigt wird, dass sich ein praktisch reflektiertes Selbstverhältnis in einem empraktisch-vorreflexiven Selbstverhältnis gründet. Das Selbstverhältnis eines Individuums basiert also nicht allein auf explizit-kognitiven Operationen, sondern diese basieren auf einer empraktisch-vorbewussten Einübung üblicher Handlungsschemata durch Arbeit an sich. Man muss demzufolge intellektlastige Handlungsmodelle und damit verbundene Wissenstheorien, die vom Primat der Theorie oder des Selbstbewusstseins ausgehen, kritisch hinterfragen.

Empraktisches Wissen ist wesentlich und grundlegend durch Stimmungen gestimmt, die wiederum durch Stimmungsbilder auf der Basis der fünf Sinne funktionieren. Wie die Empraxis eine eigenständige Handlungsform ist, so ist das empraktische Wissen eine implizite Wissensform, die antrainiert werden kann durch lerning by doing, die vorsprachlich ist und vorprädikativ und durch die Intelligenz der Stimmungen geprägt ist. Stimmungen müssen also nicht blind machen, sondern sie machen Wissen. Stimmungen machen nicht blind, sondern sie schaffen Durchsicht. Sie führen nicht nur dazu, dass man etwas übersieht, sondern auch dazu, dass man eine Übersicht bekommt. Stimmungen machen uns nicht nur handlungsunfähig, sondern die mit ihnen verbundene mögliche Tunnelperspektive kann auch eine Stärke sein. Sie ermöglicht nämlich die schnelle Entscheidung in einer Situation, in der auf anscheinend unübersichtliche Komplexität eindeutig reagiert werden muss. Abgeleitet von der ontologischen Differenz haben wir eine praxisontologische, leibontologische, rauschontologische, machtontologische, körpertechnische, gefühlontologische Differenz abgeleitet, die jetzt durch eine wissensontologische (und später außerdem durch eine erinnerungsontologische) Differenz ergänzt werden soll. Diese wissensontologische Differenz geht aus von den beiden Grundformen des Empraktischen in Verbindung mit der erinnerungsontologischen Unterscheidung von Erinnerung und Gedächtnis hervor und basiert auf dem Unterschied von Lebenwissen und wissenschaftlichem Wissen. Diese Unterscheidung liegt schon Wilhelm Schmid's Begriff des Lebenwissen zu Grunde.

Schmid meint mit diesem Begriff nicht eine Wissenschaft des Lebens, sondern ein Wissen vom Leben und fürs Leben. Letzteres bezeichnet Schmid aber als "Lebenwissen" und nicht als "Lebenswissen", wie es dies andere Autoren tun, weil Lebenswissen für Schmid mit dem Wissen im Sinne der Wissenschaft des Lebens identisch ist.⁴⁰

Lebenwissen im Schmid'schen Sinne umfasst zwar auch wissenschaftliches Wissen, ist aber auch mehr als wissenschaftliches Wissen; es ist ein existenzielles Wissen. Als Wissen vom Leben handelt es sich um ein "Wissen von den Zusammenhängen [...], die für das gelebte und zu lebende Leben von Bedeutung sind, von den Faktoren und Aspekten, durch die es beeinflusst wird, von den Regelmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten, die zu beobachten und zu beachten sind."⁴¹

⁴⁰ Wilhelm Schmid: *Philosophie der Lebenskunst*, Frankfurt am Main 1998, S. 298.

⁴¹ Ebenda.

Als Wissen fürs Leben geht es um "ein Wissen-Wie", um "ein Wissen, wie das Leben gut geführt werden kann. Das Lebenwissen ist ein operables Wissen, das aus hermeneutisch vermitteltem wissenschaftlichem Wissen und Erfahrungswissen zusammengezogen wird, um es auf die verwaltende, orientierende, gestaltende und gelassene Lebensführung zu beziehen".⁴²

Schmids Begriff des Lebenwissen berücksichtigt einerseits, dass Wissen im Sinne von Bildung mehr ist als nur wissenschaftliches Wissen, dass aber auch wissenschaftliches Wissen eine Voraussetzung für Lebenwissen ist. Denn ohne "die Kompetenz des zweckrationalen Urteilens und instrumentellen Handelns gibt es keine individuelle Handlungsfreiheit. Instrumentelles Handeln setzt Wissen über relevante Kausalmechanismen und erwartbare Konsequenzen des Mitteleinsatzes voraus. Daher ist Wissen im Allgemeinen, (Natur-)Wissenschaft im besonderen Möglichkeitsbedingung möglicher Selbstbestimmung. Sie sind dies zunächst als implizite Tradition von Wissen und Können, dann als institutionalisiertes Gemeinschaftsprojekt der Kontrolle und Entwicklung derartiger Traditionen. Zweckrationalität setzt also eine arbeits- und wissensteilige Vernunft voraus, genauer, ein gemeinsames humanes Leben mit seinem zunächst immer empraktisch, im Handlungsvollzug tradierten Wissen, das zu einem großen Teil zwar längst irgendwie sprachlich vermittelt, aber, wie wir alle wissen, nur zu einem kleinen Teil von uns selbst explizite kontrolliert ist. Oft können wir ohne besondere Anstrengung dieses empraktische Können oder know-how nicht mehr selbst explizite artikulieren."⁴³

Lebenwissen steht also nicht dem wissenschaftlichen Wissen entgegen, sondern nimmt es in sich auf, um die Fähigkeit zu erlangen sein Leben zu führen. Idealerweise wird solches Wissen in der Schule als schulisches Wissen vermittelt. Das Lebenwissen ist kein absolutes Wissen, sondern ein relatives Wissen. "Relatives Wissen bezeichnet diejenigen Wissensbestände, deren Wahrheitsgehalt kontextbezogen und situativ bestimmt sind. Es bezieht sich auf potenzielle Ereignisse und bildet die Grundlage für dilemmatische Entscheidungsanforderungen."⁴⁴

Insofern das relative Wissen kontext- und existenzbezogen, emotional bestimmt, situativ, zukunftsorientiert und handlungsleitend ist, verändert sich auch die Form seines Rationalitätstypes. Wissenschaftliche Rationalität als abstrakte Verstandeserkenntnis ist als objektiviertes Wissen, entsubjektiviert, depersonalisiert und entemotionalisiert. Wissenschaftliches Wissen als abstrakte

⁴² Ebenda. Wir bezeichnen empraktisches Wissen als Lebenwissen und nicht als Alltagswissen, weil das empraktische Wissen auch als alltägliches Wissen erscheint, als Wissen vom und für den Alltag, als Wissen des Immergleichen. Es enthält aber auch „Feiertagswissen“, also Wissen vom Ereignis, vom Außerordentlichen, vom Mystischen, das nicht alltäglich ist. Bezeichnet man empraktisches Wissen Alltagswissen wird dieses Lebenwissen eigentlich auch abgewertet, denn als Alltagswissen erscheint es ja als immer gleiches Wissen vom Immergleichen.

⁴³ Pirmin Stekeler-Weithofer: *Absicht und Begierde. Ambiguitäten in der Rede von den "Ursachen" eines Tuns*. In: Peter Grönert/Frank Kannezky (Hg.): *Sprache und Praxisform*. Leipzig 2005, S. 22.

⁴⁴ Katharina Liebsch/Ulrike Manz: *Jenseits der Expertenkultur. Zur Aneignung und Transformation biopolitischen Wissens in der Schule*. Wiesbaden 2007, S. 42.

Verstandeserkenntnis lässt sich umreißen als "ein hypothetischer Entwurf von allgemeinen, notwendigen und intersubjektiv kommunikatiblen Gesetzen, die in Experiment und Beobachtung empirisch verifiziert oder falsifiziert, zumindest erprobt werden müssen und aufgrund ihrer Allgemeinheit, Formalität und Intersubjektivität aus dem persönlichen Erlebnis- und Verantwortungsbereich des Einzelsubjekts entlassen sind".⁴⁵

Das relative, lebenspraktisch, empraktische Wissen dagegen, basiert nicht allein auf Verstandesbegriffen, die nach festen Kriterien als wahr oder falsch gelten und insofern ist dieses Wissen kein fixes Wissen, sondern das relative Wissen des Lebenwissen zeichnet gerade aus, dass es auch ein Wissen von der Unsicherheit, auch unserer Verstandesbegriffe ist, dass es auch Wissensformen enthält, die im streng wissenschaftlichen Sinne als unsicher gelten, wie Glaube, Ahnungen, Intuitionen. Das hat zur Konsequenz, dass im relativen Lebenwissen nicht nur Rationalitäten "in Form von Argumentationen, vernunft- und wissensgeleiteter Sachlichkeit und systematischer Begriffsarbeit vorfindlich" sind, sondern vielmehr "Rationalitäten im Plural, im Sinne empirisch auffindbarer Plausibilisierungsstrategien oder Logiken des Verstehens und Verhandeln", die sich als "sinngabende Strukturen und handlungsleitende Maximen" in narrativer, affektiver, religiöser, künstlerischer und moralischer Form präsentieren.⁴⁶ Die Rationalitäten sind deshalb legitim als vielfältig gültige zu verstehen, weil sie als "Arten der Deutung von Wissen" im Zusammenhang mit der existenziellen Lebenssituation, dem sozialen Lagen sowie der Wahrnehmung von Potenzialitäten erst entstehen und in diesen Kontexten plausibel erscheinen – oder nicht,⁴⁷ so dass sich dann in lebensweltlichen Zusammenhängen eine Bedeutungsverschiebung des wissenschaftlichen Wissens für das Individuum derart ergibt, dass zwar jemand eventuell einen Satz wissenschaftlich gesehen falsch verstanden, ihn aber für sich richtig existenziell verwendet hat. Während also im wissenschaftlichen Wissen die Deutung oft sehr begrenzt ist, wird sie dagegen im relativen Lebenwissen, im empraktischen Wissen entgrenzt durch die Reflexion in die gestimmte Lebenssituation.

Gerade im empraktischen Wissen als Grund und Kern des Lebenwissen erfahren wir, dass wir sehr viele Dinge besser tun, wenn wir nicht ständig darüber nachdenken, was wir tun. Dies zeigt sich darin, dass in hochkomplexen Handlungsabläufen das implizite dem expliziten Wissen überlegen ist, weil es nämlich Komplexität reduziert, was auch erklärt, warum derjenige, der eine komplexe Handlung analytisch erklären kann, oft nur schlecht praktizieren kann, was er erklären kann bzw. warum jemand trotz Verbalisierungsincompetenz jemand Anderem in praktischer Kompetenz überlegen ist, warum

⁴⁵ Karen Gloy: *Von der Weisheit zur Wissenschaft. Eine Genealogie und Typologie der Wissensformen*. Freiburg/München 2007, S. 39.

⁴⁶ Katharina Liebsch/Ulrike Manz: *Jenseits der Expertenkultur*. A.a.O., S. 138.

⁴⁷ Vgl. ebenda, S. 42f.

Verbalisierungsleistungen hinter praktischen Leistungen zurückbleiben können, und dass es einen praktische Kompetenzzuwachs gibt ohne Zuwachs an verbalisierbarem Wissen, warum letztendlich ein Zuviel an explizitem Wissen seine Leistungserbringung verhindern kann.

Wissenschaftliches Wissen mit seinen hohen Standards der expliziten Reflexion verhindert allzu oft operationale Könnerschaft, weil die Einfachheit des Handlungsvollzugs durch Reflexion unnötig verkompliziert wird und dadurch oftmals erst die Gefahr des Misslingens entsteht: "Will der Sänger oder Virtuose, seinen Vortrag durch Reflexion leiten, so bleibt er tot. Dasselbe gilt vom Komponisten, vom Maler, ja vom Dichter; immer bleibt für die Kunst der Begriff unfruchtbar: bloß das Technische in ihr mag er leiten: sein Gebiet ist die Wissenschaft."⁴⁸ Könnerschaft ist nicht an die explizite Anwendung von Regeln gebunden, sondern an die gelungene Praktizierung von Regeln, die sich allzu oft implizit ergibt. Was gelingt, und in diesem Sinne "gut" ist, muss nicht bewusst sein. Vieles von dem, was "gut" ist, was gelingt, ist nicht bewusst, unser Tun ist klüger, als unser Wissen und darum ist auch unsere „natürliche“ Dummheit der künstlichen Intelligenz von Computern überlegen, weil sie einen empraktischen Überschuss an semantischer und emotionaler Intelligenz hat, den man nicht errechnen kann. Die Welt der Intelligenz von Computern ist eine Welt der entemotionalisierten Intelligenz, die keinen empraktischen Resonanzboden hat. Alles wird durchgerechnet, nichts wird erlebt und entschieden auf dem Grund von Angst und Hoffnung, Schmerz und Freude. Damit werden die Wahlmöglichkeiten, Bedeutungsfelder aber auch logische Varianten reduziert: nur das Leben entscheidet allzu oft gegen die Logik. Entscheidungen haben oft nichts mit Logik zu tun – und das ist keine Kritik an Entscheidungen, sondern eine am Explikationspotential der Logik.

Das empraktische Wissen als lebensimmanentes Wissen, als Lebensvollzugswissen, das zunächst implizit im Leben für das Leben gewonnen wird ist im Gegensatz zum expliziten wissenschaftlichen Wissen, das sich durch Objektivität, dem Absehen von möglichst jeglicher Subjektivität und intersubjektiver Perspektivität auszeichnet, durch Subjektivität und existenzielle Perspektivität bestimmt.⁴⁹

Als Lebensvollzugswissen ist dem Lebenwissen kein äußerlich Gegensatz von Wissen und Leben eigen, wie er beim wissenschaftliche Wissen zu finden ist, indem sich das Wissenssubjekt explizit äußerlich auf das Objekt als Teilausschnitt des Lebens bezieht, sondern Subjekt und Objekt sind im Lebensvollzugswissen ungetrennt eins. Im Lebenwissen wird deutlich, dass das Leben ein Handlungsvollzug ist, der sich durch sich und aus sich heraus, sich von selbst versteht. Während dagegen wissenschaftliches Wissen davon ausgeht, dass Leben ein Geschehen ist, das sich durch sich selbst nicht zu erklären vermag und deshalb durch Wissenschaft erklärt werden muss.

⁴⁸ Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung I*. In: *Schopenhauers sämtliche Werke*. 1. Band. Berlin 1913, S. 84.

⁴⁹ Vgl. Wilhelm Schmid: *Philosophie der Lebenskunst*. A.a.O., S. 298.

Insofern also mit dem Leben immer schon implizites Wissen als Lebenwissen gegeben ist, ist Leben nicht das grundsätzlich Nichterkennbare, denn wir verstehen es immer je schon im Handlungsvollzug. Das Wissen als Lebenwissen beweist, dass das Wissen dem Leben nicht nur nicht äußerlich und fremd ist, sondern grundlegend immanent.

Dies Lebenwissen ist hat selbst eine Form: die des Empraktischen. Insofern das Leben immer schon mit Lebenwissen verbunden, deren Form aber grundlegend die des Empraktischen ist, formt Lebenwissen als Wissen im Leben vom und für das Leben, das Leben in seinen impliziten Selbstbezug per empraktischen Wissen wie auch die Form des Lebens, das Empraktische, das Lebenwissen bestimmt. Wie es kein Leben ohne Form gibt, so gibt es auch kein Lebensvollzug ohne bestimmte Formen des Wissens. Das Lebenwissen ist eine bestimmte Form praktischen Wissens: empraktisches Wissen. Es dient der selbstbestimmten Führung des Lebens und wird zugleich durch den sich selbst bestimmenden Lebensvollzug gewonnen.

Das Lebenwissen ist als subjektiv-gestimmtes und perspektivisches Wissen auf die Selbststeigerung und Selbsterhaltung des Lebens fixiert und insofern ist es immer schon bewertend und normativ in seiner Normalität als es zu einem intensiven Leben, zu einer bestimmten Lebensführung aus dem Leben heraus aufruft. Per empraktischem Lebenwissen führt sich also das Leben von innen selbst und gibt sich selbst seine Perspektiven, Relevanzen und Normen vor. Dadurch ist auch erklärbar warum das Empraktische grundlegend für die expliziten Theorie-Praxis-Verhältnisse ist – weil das implizite Wissen des Empraktischen die Theorie-Praxis-Verhältnisse leiblich-gestimmt grundiert und perspektiviert.

Insofern aber das Lebenwissen das Leben selbst führt und perspektiviert ist es nicht nur nicht reflexionslos, sondern insofern in das Lebenwissen selbst wissenschaftliches Wissen einfließt ist es auch explizit reflexiv verfasst, was zur Konsequenz hat, dass es als empraktisches Wissen auch theoretisch-praktisches Wissen ist, in dem aber Theorie und Praxis selbst wiederum nicht geschieden sind. Das hat weiterhin zur Konsequenz, dass explizites Wissen nicht nur implizit anwendbar ist, sondern dass implizites Wissen explizit und implizit, aktiv und passiv, angreifend und gelassen, kausal und einführend erlernbar ist, durch z.B. unmerkliches Vertrautwerden im spielerischen Umgang mit den Dingen.

Im Praxismodell des wissenschaftlichen Wissens soll das Können Resultat expliziten Wissen sein und dies ist dem Können folglich zeitlich und logisch vorgelagert. Im empraktischen Wissen ist dies dagegen nicht der Fall. Können und Wissen fallen dort in der Gleichzeitigkeit des Handlungsvollzugs scheinbar akausal zusammen, für den folglich grundsätzlich gilt, dass sowohl Handlungsgründe wie auch Handlungsfolgen in gewissem Maße kausal unverfügbar bleiben.

Im wissenschaftlichen Wissen ist Erinnerung immer ein im Nachhinein, ein vergangenes Sein wird erinnert, eine Handlung soll die Ursache für eine andere sein, die wiederum als Wirkung Ursache für

eine andere ist usw. usf.

In der empraktischen Erinnerung und ihrer Simultanität gibt es im Nebeneinander allzu oft kein Nacheinander, sondern ein chaotisches Zugleich. In dieser chaotischen Gleichzeitigkeit sind verschiedenste Handlungs- und Zeitformen gleichzeitig, sodass in der empraktischen Erinnerung das Nacheinander der wissenschaftlichen Erinnerung in der Gleichzeitigkeit verschiedenster Wissensformen aufgehoben wird.

Dadurch wird es möglich, dass wir uns auf der Ebene des Lebenwissen gleichzeitig in verschiedenen Welten und Zeiten bewegen können, was uns auf der Ebene des expliziten Wissen unmöglich ist. Der empraktische Virtuose kann implizit gleichzeitig, was wir explizit nicht können: nämlich zu handeln und auf die Steuerung der Handlung zu achten, er kann tun und er kann das Tun beobachten. Er kann im Handeln selbst seinen Wahrnehmungsfokus neben das Handeln stellen und doch weiter hochkonzentriert weiter handeln ohne das Handeln auf die Reflexion der Handlung zu reduzieren und damit den primären Handlungsvollzug einzustellen. Er kann im Durchlaufen einer Handlung, im wahrsten Sinne des Wortes dies Durchlaufen beobachten und doch Weiterlaufen. Die Metaebene läuft in ihm mit, ohne dass sie als Bremse durch explizite Reflexion wirkt, der virtuose Spieler kann Schiedsrichter seiner Selbst sein.

Nach dem verwissenschaftlichen Praxismodell ist Lebenserfahrung durch mitteilende Rede und Schrift zu ersetzen. Lernen sei Programmieren durch verbalsprachliches Mitteilen, Kompetenz sei explizite Regelkenntnis. Demzufolge sei Könnerschaft am expliziten Wissen zu prüfen und durch sprachliche Weitergabe von Regelsystemen herzustellen.⁵⁰ Wobei oft vergessen wird, dass die Anwendung expliziter Regelsysteme bei vielen Anwendern daran scheitert, dass sie die darin enthaltene Kompetenz nur in der explizit sprachlichen Erklärung suchen und so deren implizite Semantik nicht verstehen. Sie können etwas nicht, weil sie nicht zu wissen verstehen. Wissen zu verstehen bedeutet aber, zu wissen dass zu viele kausale Erklärungen, Unverständnis erzeugen können. Empraktisches Wissen zeichnet sich aber gerade dadurch aus, dass Erklärungen überflüssig sind, weil man die Regeln verstanden hat, indem man auf Erklärungen verzichtet hat oder sie sinnvoll reduziert auf das Handlungsnötige.

Das Lebenwissen setzt auf mündliche Erfahrung, Lernen durch Tun, implizite Regelerfassung und Wissen durch Könnerschaft: Wir wissen immer mehr, als wir wissenschaftlich auszusagen wissen. In Ableitung von der praxiologischen Differenz können wir zwei Wissensformen grundlegend unterscheiden: Einerseits implizites Lebenwissen als mündliches, intuitives, ahnendes, spontanes, einverleibtes, gestimmtes, lokales Wissen. Andererseits das verschriftlichte, explizite wissenschaftliche Wissen, das entleibt, stimmungsbereinigt, objektiv, dekontextualisiert, delokalisiert verfasst ist. Lebenwissen und wissenschaftliches Wissen erscheine daher im Verhältnis von

⁵⁰ Vgl. Hans Georg Neuweg: *Könnerschaft und implizites Wissen*. Münster u.a. 2001, S. 63-64.

mündlicher Erfahrung und verschriftlichter Wissenschaft, im mündlichem Geschichtswissen und schriftlichem Faktenwissen, in emotionaler und wissenschaftlicher Intelligenz, in subjektiven, wissenschaftlich inadäquatem und objektiven, wissenschaftlich adäquatem Wissen.

Es ist aber ein intellektualistischer Irrtum anzunehmen intelligentes Handeln bestehe allein darin, den Handlungsvollzug geistig zu antizipieren, explizit reflektiert und geregelt eine Theorie auf eine Praxis, ein explizites Wissen geplant und methodisch kontrolliert in einer Tätigkeit anzuwenden.⁵¹ Dadurch wird allzu oft eine Tätigkeit nur verkompliziert und der Intellekt überlastet, weil aus einem Handlungsvollzug mehrere Tätigkeiten gemacht werden, die auch noch kontrolliert und explizit verbal gesteuert werden sollen. Intelligentes Handeln ist aber nicht mit theoriegeleiteter Praxis identisch, genauso wie gelingendes Handeln nicht mit geplantem Handeln identisch ist. Intelligenz erschließt sich wie implizites Wissen im gekonnten Lebensvollzug selbst. Intelligenz beginnt nicht im Denken und endet im Handeln, sondern Intelligenz stiftet sich in der Lebensbewältigung selbst. Ein im Resultat intelligentes Handeln braucht keinen expliziten Plan als Ursache, weil wir nicht Planen müssen um zu Denken, sondern wir können Planen, weil wir Denken.

Intelligenz braucht keine intelligente Ursache, keine innere Planung, sondern stiftet sich ganz unintelligent in somatisch-gestimmten Markern. Empraktische Intelligenz bedeutet: ich tue leiblich-gestimmt, eventuell wissenschaftlich gestützt das Richtige. Wie wichtig die empraktische Einfühlungsintelligenz ist, zeigt sich auch darin, dass Autisten, denen eine hochkomplexe analytische Intelligenz eigen ist, des Öfteren Störungen im zwischenmenschlichen Verhalten, in Kommunikation und im sozialen Verhaltensrepertoire zeigen. Interessant ist aber, dass dieses Fehlen von sozial-emotionaler Intelligenz selbst wieder ausgeglichen werden kann dadurch, dass diese hochtalentierten Autisten dann lernen "auszurechnen", was der andere einführend unreflektiert können und dadurch ihre analytische Intelligenz noch weiter steigern.⁵²

Das empraktische Tun des Richtigen ist aber kein bloßer Zufall, sondern ein ausgezeichnete, ein erlesener Zufall, ein Ereignis, das kein Werk des Chaos ist, sondern einer Ordnung, die chaotisch erscheint, der aber ein Zusammenhang zwischen emotionalen Gestimmtsein und rationalem Handeln zu Grunde liegt. Dieser Zusammenhang mag uns unverständlich erscheinen, aber weil er unerklärbar zu sein scheint, ist er deshalb nicht ungeordnet. Der plötzliche, ausgezeichnete und eventuell rettende Zufall, der alle Absichten und Pläne negierende Zufall, das Ereignis, das nicht erklärbar zu sein scheint, ist nicht Ausdruck von Unordnung, sondern von Ordnung, die wir bisher nur nicht verstanden haben. Das Ereignis, der erlesene Zufall mag all unsere Ziele, Absichten und Pläne unterlaufen, es mag all unsere Sinnhypothesen über menschliches Handeln untergraben, aber trotzdem ist er nicht

⁵¹ Vgl. ebenda, S. 61-62.

⁵² Vgl. Joachim Bauer: *Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone*. München 2007, S. 72-74.

sinnlos. Hinter ihm verbirgt sich eine Ordnung, ein Zusammenhang, der uns noch nicht verständlich ist und daher auch ein teleologisch-empraktisches Sinnbildungskonzept, das nur antitelologisch erscheint, weil es unser explizit gewolltes Telos in Frage stellt. Aber auch wenn unsere Lebenswelt atelologisch erscheint, ist sie nicht ohne Telos, genauso wie Chaos nur ein Hinweis auf nicht verstandene Ordnung ist.

Das empraktische Wissen steht gegen die intellektualistische Legende der ersten Aufklärung, echtes Wissen sei explizite verbalisiertes, verwissenschaftlichtes, entsubjekiviertes, methodisch-pädagogisiertes Wissen. Damit verbunden sind die intellektualistischen Vorannahmen, dass selbstbewusstes, theoretisch-explizites Handeln funktionsfähiger, effektiver und rationaler sei als empraktisches Handeln, dass die echte Praxis theoriegeleitete Praxis sei, dass humanes Handeln eigentlich explizit reflektiertes Handeln sei, dass wir vor dem Tun Denken, und vor dem Denken Planen sollten, wodurch es dann des Öfteren weder zum Tun noch zum Denken kommt, dass das eigentliche Leben das der Theorie, dass das echte Leben ein explizit geregeltes Leben sei, was dann zur Konsequenz hat, dass die verregelte Lebensform des Verwaltungsbeamten das eigentliche philosophische Leben ist, was dann auch erklärt, warum sich einige Philosophen, besser: Philosophieprofessoren, zu recht als Denkbeamte bezeichnen. Das Resultat ist ein Mensch, der glaubt vor dem Lebensvollzug zuerst in ein Regelbuch schauen zu müssen, um zu erfahren, dass er jetzt tatsächlich lebt. Aber selbst ein Leben nach geplanten Regeln setzt das Daß des Lebens voraus, das immer je schon ein Was enthält.

Es ist ein scholastischer Irrtum, dass Regelmäßigkeit sich nicht ohne explizites Regelbefolgen vorstellen zu können, wie man Bedeutsamkeit sich nur als explizite Absichtsrealisierung vorstellt. Mit diesen scholastischen Irrtümern ist ein Praxis- und Abbild-, Reflexions- und Verbalisierungsidealismus verbunden, der darin besteht anzunehmen, "echte" Praxis bestehe darin, eine Theorie (selbst-)bewusst zu verwirklichen, dass die Theorie die Wirklichkeit widerspiegele wie sie an und für sich ist, dass Reflexion wesentlich bewusste Widerspiegelung und eine echte menschliche Praxis wesentlich eine verbalisierte und eine bestimmte Form der Praxis der Verbalisierung sei.

Dagegen ist zu sagen: Die Empraxis braucht die explizite Theorie nicht, das Sein der Empraxis ist immer je schon implizites Interpretiertsein, unser tatsächliches Handeln basiert auf nützlichen Fiktionen, Reflexivität funktioniert ohne bewusste Widerspiegelung, empraktisches Wissen funktioniert nonverbal, wir wissen mehr, als wir zu sagen wissen und was wir wissen, zeigt sich in unserem nonverbalen Verhalten und nicht nur in unseren verbalisierten Handlungen. Es gibt nicht nur ein vorbewusstes, sondern auch ein vorsprachliches Wissen. Selbst Sprachbeherrschung setzt nicht explizite Beherrschung der grammatikalischen und stilistischen Regeln einer Sprache voraus. Man erlernt eine Sprache, indem man mit ihr umgeht.

Fasst man aber im Anschluss an Kant unser Leben nur als das Werk seiner Gestaltung nach verbalisierten Verstandesregeln auf, dann wird nicht nur das Leben in seinem Wesen verfehlt, sondern der Verstand wird nicht richtig verstanden, weil ihm Leistungen zugemutet werden, die er überhaupt nicht erbringen kann: nämlich für die Totalität der Lebensgestaltung zu ständig sein zu können. Kant ging es aber gerade um die Bestimmung der Grenzen des Verstandes und nur durch diese Grenzbestimmungen kann er vernünftig begriffen werden. Demzufolge muss man auch den Verstand von Leistungszumutungen für unsere Lebensgestaltung entlasten, die er gar nicht erbringen kann.

Es gibt nur Verstandesregeln, die ein Ich denkt, weil es eine vor dem Ich waltende Macht gibt, die Bedingung der Möglichkeit des "Ich denke" ist. Das Ich-Bewusstsein, das Selbstbewusstsein eine Einheit zu sein, ist ein Resultat einer dem Selbstbewusstsein vorgängigen, leibhaftigen, am Leib haftenden Einheit. Es gibt ein sprachliches Selbst, ein Ich, weil es ein nichtsprachliches Selbst, den gestimmten Leib gibt und demzufolge gibt es ein sprachliches Erkennen, weil es ein nichtsprachliches Erkennen gibt.

Der Irrglaube das Ich und das Selbstbewusstsein erst nach und nur durch Verbalisierungen entsteht, liegt eine falsche Wahrnehmung unserer Leiblichkeit zu Grunde. Wenn dieser Grund unseres Selbstbewusstseins funktioniert, das bleibt uns der Leib in seiner selbstverständlichen Funktionalität selbst verborgen, er ist uns selbst unauffällig, wir bemerken ihn nicht, wir nehmen ihn nicht wahr, weil wir mit ihm vertraut sind, dadurch dass wir gewohnt sind, dass er funktioniert. Wenn also der Leib leibt, wenn unser Organismus normal arbeitet, verbirgt er sich vor uns, macht er sich selbst unauffällig, macht er sich unsichtbar für uns, weil wir ihn in seiner selbstverständlichen Funktionalität nicht mehr wahrnehmen.

Denn Gestimmt-Sein meint nicht nur Befindlichkeit, sondern Sich-in-der-Welt-Befinden. So wie ich gestimmt bin, befinde ich mich, treffe ich mich in der Welt an. Befinde ich mich leiblich wohl, befinde ich mich problemlos in der Welt. Wir nehmen den Leib also gar nicht wahr, wenn wir uns leiblich Wohlbefinden. Wir beginnen den Leib erst wahrzunehmen, wenn etwas nicht wie gewohnt funktioniert, wenn eine Nichtfunktionalität, wenn eine Störung auftritt.

Funktioniert aber der Leib, sind wir uns seiner unreflektiert gewiss, wir müssen ihn nicht denken, wir müssen nicht an ihn denken, sondern können über das Denken des Denkens denken, weil wir uns einer Funktionalität sicher sein können. Wir können uns nur mit dem reinen Ich (anscheinend ohne Leib) beschäftigen, weil uns unser Leib eben nicht dazwischen kommt und sich durch seine Funktionalität sich nicht unerwünscht meldet. Erst wenn "Ich" müde wird, merkt es, dass das Ich, das gerade rein über das Ich denkt, auch noch einen Leib hat, der als Bedingung der Möglichkeit des Ich versorgt werden will.

Die Unauffälligkeit des Leibes verschwindet aber nicht nur durch Ermattung seiner Funktionalität z.B. im Bemerkbarmachen seines Eigenseins durch Ermüdung, sondern auch durch die

Nichtfunktionalität seines Eigenseins, die sich in Schmerzen bemerkbar macht. Dann bemerkt Ich, dass es nicht einen Körper hat, der ihm zu dienen hat, sondern dass der Körper ein Selbst, eine Eigensein ist, der Ich im Griff hat. Ich erfährt dann, dass es nicht etwas hat, mit dem es machen kann, was es will, sondern dass das Ich von einem Nicht-Ich geholt wird, das mit ihm macht, was es will. Ich erfahre dann den Leib als Totalität meines Ich-Seins, die Ich niemals haben kann. Für das Ich ist der Leib ein Ding, ein Körper, mit dem es nach seiner Willkür verfahren will. Aber im Schmerz erfährt Ich, dass der Leib eben kein Ding ist, mit dem es machen kann, was es will, sondern ein Wesen ist, das den Willen des Ich negiert, ein eigenständiges Nicht-Ich. Das Ich, das sich selbst zu setzen glaubt, erfährt nun, dass es durch ein Nicht-Ich gesetzt wird. Ich erfährt, dass es nicht ohne Nicht-Ich ist, dass das Nicht-Ich Ich setzt und das Ich als Subjekt nicht nur im Nicht-Ich ein Objekt hat, sondern dass das Objekt für das Ich, das Nicht-Ich, sich de facto als Subjekt erweist, dass das Ich zu seinem Objekt macht. In der Dominanz des Nicht-Ich erfährt das Subjekt, das Ich, dass es nun zum Objekt des Nicht-Ich wurde, dass sein Subjekt-Sein selbst von einem Unterlegensein, nämlich dem Nicht-Ich abhängig ist. Im Schmerz erfährt sich das Ich aber nicht nur in seiner Beschränktheit, sondern in seiner grundsätzlichen Einschränkung durch das Nicht-Ich, Ich erweist sich als bestimmt durch das Nicht-Ich, nicht Ich ist allein aktiv, sondern das Nicht-Ich erweist sich als aktiv, und macht das Ich zu etwas Passivem, Reagierendem und nicht Agierendem. Die Tätigkeit des Ich erweist sich wesentlich als Tätigkeit des Nicht-Ich und das Ich wird grundsätzlich vom Nicht-Ich eingeschränkt. Die Selbstbestimmung des Ich ist also nichts anderes als die Selbstbestimmung durch das Nicht-Ich. Nicht also das Ich ist der Inbegriff aller Tätigkeit, auch nicht das Ich-Nicht-Ich, wie bei Fichte, der die Grenze des Bewusstseins doch wieder in das Ich setzt, sondern das Spannungsfeld von Ich und Nicht-Ich, der Kampf um die Macht von Nicht-Ich und Ich. Beiden ist als Macht das Vermögen eigen, etwas hervorzubringen, Wirkungen umzukehren, jedoch liegt die grundsätzliche Dominanz beim Nicht-Ich, das durch seine Unauffälligkeit, sogar das Ich derart über sich täuscht, dass es glaubt, durch sich selbst zu sein, obwohl es erst durch Anderes als Ich ist.

Die nichtreflektierte Tätigkeit des Ich bringt die reflektierte Tätigkeit des Ich hervor, die unbewusste Produktion erzeugt die selbstbewusste Produktion. Zum Wesen ursprünglicher Praxis gehört also überhaupt nicht, dass sie reflektiert wird. Das Selbstbewusstsein baut sich auf einer Funktionalität auf, die es keineswegs durchschaut oder gar beherrscht wird und von der es vielmehr beherrscht wird. Die leibliche Subjektivität muss deshalb von der Ich-Subjektivität unterschieden werden. Das Subjekt geht folglich nicht im Selbstbewusstsein auf, sondern es gründet sich in einem ihm Unterlegenen, Darunterliegenden, der leiblichen Subjektivität, dem Nicht-Ich, das reflektionslos und unbewusst, aber deshalb nicht reflexionslos ist.

Es gibt demzufolge eine bewusstlose, reflektionslose Produktion im Objekt, das de facto ein Subjektum ist und das selbstbewusste Subjekt unbewusst, vorbewusst, nichtbewusst produziert. Das

scheinbare Objekt, das Nicht-Ich, produziert also sein Objekt selbst und ermöglicht ihm sich in dem Schein zu täuschen sich Subjekt nennen zu können. Ich weiß nicht, dass es ein leiblicher Zustand ist. Zum Leiben des Leibes gehört, dass wir uns seiner unreflektiert sicher sind und insofern Leiblichkeit die Grundschrift des Empraktischen ausmacht, gehört zum Wesen des Empraktischen eine unreflektierte Sicherheit; wir glauben, das zu können, was wir irgendwie, irgendwann können müssen, auch irgendwie und irgendwann zu können. Er wird schon gelingen, weil es immer irgendwie gelang. Wir haben einen ungestörten Weltbezug und Optimismus, weil wir einen ungestörten Leibbezug haben, durch den wir uns selbstgewiss für die Zukunft kompetent fühlen.

Der wissensintellektualistische Grundirrtum ist, anzunehmen je mehr das implizite (Un-)Wissen aufgehoben wird und je mehr das explizite Wissen an seine Stelle tritt, je aufgeklärter, rationaler und humaner sei eine Gesellschaft. Aber eine Lebensform, in der alles durchschaut wird und in der alles expliziert wird, zerstört den Menschen, weil er als Lebewesen das nicht durchschaubare Wesen ist. Insofern ist sein Leben wesentlich durch Undurchschaubarkeit bestimmt. Das Recht undurchschaubar zu sein, ein Geheimnis zu haben, macht ihn zum Individuum, das zerstört wird, wird ihm sein Geheimnis genommen. Humanes Wissen vom Menschen muss daher auch das Wissen vom notwendigen Unwissen als positive Funktionalität menschlichen Lebens beinhalten. Wissen ist auch Unwissen im positiven Sinne als empraktische Könnerschaft, als Vollzugskönnen. Das Wissen wird nicht nur durch explizites Wissen bestimmt, sondern durch erfolgreiches Vollzugshandeln und der damit verbundenen Wissensform, dem empraktischen Wissen. Das empraktische Wissen ermöglicht uns sogar mit dem ungeheuren Zuwachs an explizitem Wissen fertig zu werden und vor allem mit dem damit verbundenen Zuwachs an Furcht vor dem, was uns bedrohen könnte.

Sicher, jede Praxisform ist in sich begrifflich reflektiert, die Frage ist nur Wie – explizit oder implizit? Es gibt eine empraktische, implizite Reflexivität, die der Grund für die Reflektiertheit der Wissenschaft ist, es gibt eine implizite, innere selbstbezügliche Rückwende der Wahrnehmung, die gegenüber der äußerlichen (Wieder-)Spiegelung der Wissenschaft primär ist, so dass man eine implizite und eine explizite Mimesis unterscheiden kann. Dies aber zu begreifen setzt voraus, zwischen einem reflexiven und ein reflektierten Bewusstsein zu unterscheiden. Das reflexive Bewusstsein ist Bedingung der Möglichkeit des reflektierten Bewusstseins, wie erst auf der Basis impliziter selbstbezüglicher Rückbezüglichkeit explizite Mimesis möglich ist und das präreflektierte Cogito, der reflexive Leib, das reflektierte Cogito ermöglicht. Das empraktische Wissen ist nicht primär reflektiertes Denken, sondern es ist reflexives Denken. Dies darf man aber nicht als ein Stufenschema derart interpretieren, dass die empraktische Intelligenz eine vormenschliche Intelligenz ist gegenüber der eigentlichen praktisch-theoretischen Intelligenz.

Der Grundfehler des methodischen Explizitismus und Verbalismus besteht darin, dass er eine Trennung von Leben und Wissen, Praxis und Theorie annimmt, sodass nach dieser Trennung natürlich

das Wissen bzw. die Theorie auf das Leben bzw. auf die Praxis angewandt werden müssen, was oft nicht funktioniert, weil ursprünglich Zusammengehörendes getrennt wird und dann die Anschlussstellen beim Zusammensetzen des Getrennten vergessen wurden.

Der einzige Ausweg aus dem methodischen Verbalismus des Explizitismus, in dem Wissen grundsätzlich mit verbal-organisiertem, explizit geregeltem Wissen gleichgesetzt wird, der übrigens durch die neuen bildgebenden Verfahren gerade in den Lebenswissenschaften zu einem methodischen Visualismus geworden ist, in dem Versprachlichung auf Verbildlichung reduziert wird, scheint nun die Utopie zu sein, selbst ein System expliziter Regeln zu ersinnen, das den Übergang vom explizit-theoretischen Wissen zum implizit-praktischen Wissen vollständig methodisch strukturieren soll. Diese Utopie muss scheitern, weil zwar die Explizierung der Grenze des Explizierbaren, das Reich des Impliziten weiter einschränkt, aber niemals das Reich des Expliziten mit dem Reich des Impliziten identisch sein wird, denn dann wäre das Implizite vollständig verschwunden und vom Expliziten aufgesogen, was als unmöglich betrachtet werden muss – es sei denn, man hält das Sein für absolut durchschaubar. Außerdem stellt sich die Frage, wieweit die Explizierung des Impliziten selbst neues Implizites produziert, das dann selbst wiederum expliziert werden muss, sodass ein vollständiges Verschwinden des Impliziten durch Explizierung nicht nur nicht möglich, sondern selbst verhindert wird.

Die Grenze zwischen dem Reich des implizit-praktischen und des explizit-theoretischen Wissen ist zweifelsohne verschiebbar, aber aufhebbar ist sie nicht.

Die Anwendung des wissenschaftlichen Wissens auf das Leben gelingt dort mit der größten Wahrscheinlichkeit, wo das Leben schon nach der Wissenschaft, wo die Praxis schon nach der Theorie schematisiert ist. Ist dies nicht der Fall, muss man sich allzu oft auf das Handlungsvollzugswissen des Lebens, auf das Lebenwissen verlassen, also auf ein Wissen anderer Ordnung als es das wissenschaftliche Wissen ist, was übrigens selbst für die Gewinnung wissenschaftlichen Wissens in der Geschichte der Wissenschaften belegt ist. Wesentliche Entdeckungen kamen nur zustande weil man vom expliziten Wissen abwich und man sich auf implizites Wissen einließ.